



NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Flüstern, schreien, töten

Frankreich 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250



Flüstern, schreien, töten

John Sinclair Nr. 822

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 05.04.1994

Titelbild von Arndt Drechsler

Sinclair Crew

Flüstern, schreien, töten

Die Frau lächelte mich an, doch ihre Augen blieben kühl.

»Mein Name ist Kate Duvall«, sagte sie. »Ich bin Agentin des FBI.«

»Ich freue mich.«

»Abwarten, John Sinclair.«

»Was kann ich für Sie tun, Kate?«

»Mir dabei helfen, einen sadistischen Killer mit übermenschlichen Kräften zu stellen!«

Der Mann liebte Kirchen, und es kam ihm vor, als sei ihm die Liebe zu den Sakralbauten vererbt worden. Kirchen hatten ihn schon von jeher angezogen. Als kleines Kind war er bereits staunend hineingegangen und hatte sich einfach nicht von ihnen trennen können.

Die Sucht war geblieben, und so besuchte der Mann auch als Erwachsener die Gotteshäuser. Er lief nicht in jede Kirche, sondern suchte sie sich sorgfältig aus.

Er tat es auch nicht spontan. Bevor er eine Kirche betrat, beobachtete er sie. Er beschäftigte sich auch mit der Historie des Bauwerks, er las etwas über die Kirchengeschichte und schaute sich auch in der Gemeinde um.

Und wieder hatte Falco eine Kirche gefunden. Sie lag nördlich von London, auf halber Strecke zwischen der Millionenstadt und Oxford. Der Ort war nicht sehr groß, die Kirche hatte man umso prächtiger und höher gebaut.

Ein gotisches Gebäude, das wegen seiner beiden Türme besonders auffiel. Sie standen da wie Wächter und flößten den Menschen, die hier den Gottesdienst besuchten, großes Vertrauen ein.

Schon beim ersten Hinschauen hatte der Mann gewusst, dass diese Kirche für ihn eine echte Herausforderung darstellte. Sie wirkte mächtig, wenn auch schlank. Sie stand da, um das Böse abzuweisen, aber das würde sie nicht schaffen.

Falco wusste es.

Wenn er sie einmal besucht hatte, dann sah alles anders aus. Dann hatte er gewonnen.

Einmal nur hatte er einen Blick in den Innenraum geworfen. Kurz nur, doch er war zufrieden gewesen. Besonders aufgefallen war ihm der prächtige Altar, doch auch er würde ihn nicht abhalten können. Eigentlich hätte er ihr schon früher einen Besuch abstatten wollen, aber ihm war der Zeitpunkt nicht recht gewesen. Er brauchte eine gewisse Umgebung und natürlich auch die entsprechenden Witterungsbedingungen. Keinen strahlenden Sonnenschein, auch keine Helligkeit, sondern Regen und eine gewisse Düsternis.

Aus diesem Grunde hatte er so lange gewartet, und er hatte an diesem Abend im September die idealen Bedingungen gefunden. Von London aus war er hergefahren und hatte so geparkt, dass er zwar die Kirche sehen konnte, er selbst aber nicht so leicht entdeckt wurde. Er parkte an einer Stelle, die wie eine Rinne im Gelände wirkte. Es war ziemlich wellig, die Kirche stand auch etwas erhöht, ein Fußweg führte vom Ort aus zu ihr, denn die normale Straße berührte das Gebäude nicht. Sie lief an der rechten Seite vorbei, um später nach einer Kurve zu verschwinden.

Hier stand Falco.

Er hatte sich klein gemacht und den Austin an den Straßenrand gefahren.
Wer nicht genau hinschaute und vor allen Dingen nicht in den Wagen hineinsah, würde ihn nicht entdecken.
Durch die Frontscheibe peilte er schräg auf das erhöht stehende Bauwerk. Selbst bei diesem miesen Nieselwetter wirkte die Kirche majestätisch, als wollte sie alle Feinde für immer vertreiben.
Der Mann lachte, als im dieser Gedanke kam. Es war ein hämisches Kichern, wild, abgehackt und auch böse. Es zeigte genau, zu welcher Seite er gehörte.
Falco hatte es sich bequem gemacht.
Er beobachtete die Wolken, die nicht aufrissen, sondern noch mehr Regen entließen. Er ließ die Konturen der Umgebung verschwimmen. Grau in Grau sah alles aus. Von den Kirchenfenstern war nichts zu sehen. Das ebenfalls graue Mauerwerk und der wolkige Regen reduzierten sie zu einem kompakten Schatten.
Falco wollte nicht mehr länger warten. Der Verkehr hatte sich in der letzten halben Stunde gelegt. Bei diesem Wetter jagte man nicht einmal einen Hund vor die Tür, und auch die Abendmesse fand an diesem Wochentag nicht statt.
Alles kam ihm entgegen.
Er bewegte sich stöhnend, als er die Tür aufstieß und sich der nassen Kühle stellte. Seine langen Beine waren steif geworden, und er war froh, sich wieder bewegen zu können.
Falco stieg aus dem Wagen. Als er die Tür abschloss, schaute er in beide Richtungen, aber kein Fahrzeug rollte auf ihn zu. Die Welt versank im grauen Regen.
Es gefiel ihm. Mit wenigen Schritten hatte er die Straße überquert und die Böschung erreicht. Sie war mit Unkraut, Gras und kleinen Sträuchern bewachsen. Wegen der Nässe bildete sie auch eine Rutschfläche, und der Mann musste sich – obwohl er Schuhe mit Gummisohlen trug des öfteren an den Zweigen festhalten, um das Ende der Böschung zu erreichen. Er atmete die kalte Luft tief ein, als er vor sich den hohen Bau der Kirche sah und auch die beiden Türme, um die der Regendunst tanzte.
Er lächelte.
Kein Mensch befand sich auf dem Weg, der hierher führte. Es kam ihm so vor, als hätten sich all die Gläubigen zurückgezogen und ihre Kirche verlassen, weil sie diese nicht mehr mochten.
Falco stand im Regen, drückte seine Schultern hoch, streckte die Arme aus und zog so heftig an seinen Fingern, dass die Gelenke knackten. Das Wasser nieselte auf sein glattes, schwarzes Haar nieder und ließ es ölig schimmern.
Er hatte es nicht eilig, als er sich der Kirche näherte. Trotzdem ging

er zügig. Seine Schritte waren nicht zu hören, nur hin und wieder knarrte das Leder seiner dunklen Jacke.

Kirchen sind nur selten abgeschlossen, das wusste er. Sie sollten offen für Gläubige sein, die hineingingen, um die Minuten der Muße zu erleben, wenn sie sich ihren Gebeten widmeten.

Das hatte Falco nicht vor.

Für ihn kam nur das Gegenteil in Frage.

Er schob die Unterlippe vor, als er daran dachte. Er freute sich auf die neue Herausforderung. Er würde es diesem Bau schon zeigen. Er würde sich rächen, sie sollten alle spüren, was sie ihm angetan hatten. Sie hätten in ihm einen großen Diener gehabt, aber sie hatten die Chance nicht begriffen.

Jetzt war es zu spät.

Falco leckte sich einen Wassertropfen von der Oberlippe. Er schmeckte etwas salzig, nach Schweiß. Noch zwei Schritte, und er stand vor der mächtigen Eingangstür aus dickem Holz.

Mittlerweile kannte er sich mit Kirchentüren aus und hatte auch festgestellt, dass fast alle die gleichen Klinken hatten. Sie waren geschwungen, bestanden aus Metall und waren größer als die normalen Klinken.

Falco ging vorsichtig zu Werke. Er rechnete fest damit, allein zu sein, aber er wollte auch irgendwelche fremden Geräusche nach Möglichkeit vermeiden.

Die Tür war groß und ließ sich nur schwer aufziehen, dann öffnete sich ihm die andere Welt, die mit der draußen nichts mehr zu tun hatte.

Er trat ein in die mächtigen Schatten, die zwischen den ebenfalls mächtigen Mauern wie breite Tücher lagen und sich hochzogen bis hin zur Decke.

Als er die Tür wieder hinter sich zugedrückt hatte, ging er vor bis zum Taufbecken und blieb neben der Rundung stehen. Er sah das Wasser, über dessen Oberfläche der Lichtschein zahlreicher Kerzen huschte, die auf einer Bank an der Seite standen. Am liebsten hätte er in das Wasser gespuckt, aber das war ihm zu billig. Er dachte an die anderen, die großen Dinge.

In zwei Hälften teilte sich das Innere des Kirchenschiffs. Rechts und links des breiten Mittelgangs standen die Holzbänke, und an den Seiten gab es noch einmal zwei kleine Bankreihen, in denen die Gläubigen Platz nehmen konnten.

Der Boden war mit hellen Steinen bedeckt. Hell waren auch die Wände, aber sie wirkten bei diesem Dämmerlicht doch sehr grau, als hätten sie einen Teil der Schatten aufgesaugt.

Die Kirche machte in ihrem Innern einen schlichten Eindruck. Da war nichts von der Pracht mancher Barockkirchen zu sehen, hier standen

auch keine wertvollen Antiquitäten, man hatte sich praktisch allein auf die Funktion beschränkt.

Natürlich war die Treppe zur Kanzel etwas Besonderes. Geschnitzt aus einem harten Holz, das auch all die Jahrhunderte überdauert hatte. Die Treppe interessierte den Mann nicht. Auch nicht die Bilder des Kreuzwegs an den Wänden und die Motive in den hohen Kirchenfenstern. Er ging zum Altar. Für ihn war er der große Gegner.

Hinter dem Altar fiel tagsüber Licht durch ein wunderschönes Fenster mit bunten Motiven. Zu dieser Jahreszeit und bei diesem Wetter wirkte selbst das Fenster grau, und auch der von zwei mächtigen Blumensträußen eingerahmte Altar machte einen müden Eindruck. Ebenso das mächtige Kreuz hinter ihm. Es war ein Standkreuz, das die unmittelbare Umgebung des Altars beherrschte. Denjenigen, die es anschauten, verlieh es Hoffnung und Mut.

Auch Falco schaute es an.

Er aber reagierte anders.

Sein Mund verzog sich, und ein hasserfüllter Ausdruck trat in sein Gesicht. Seine Hände verkrampften sich zu harten Fäusten. Er wusste genau, dass die Herausforderung dicht bevorstand, und er wusste, dass er sie gewinnen würde.

Durch die Fenster fiel zwar Licht, aber der Regen und die hereinbrechende Dämmerung machten es trübe, sodass es wie Schleier durch die Fenster fiel. Es weichte die Konturen auf und ließ selbst die Gestalt des Eindringlings aussehen wie ein Gespenst.

Falco war bereit.

Andere knieten vor dem Altar, er aber stand und begann damit, seine ureigene Gymnastik zu betreiben. Er bewegte die Arme und Beine, er streckte sie aus, er zog sie zu sich heran, er spannte sie in verschiedene Richtungen, er streckte die Arme aus und machte die Finger lang. Alles sehr langsam, wie in Zeitlupe. In seinem Gesicht mit der leicht gebräunten Haut bewegte sich nichts. Selbst die Augen blieben starr, und plötzlich sackte er vor den breiten Altarstufen zusammen. Dies geschah mit einer ebenfalls leichten Bewegung. Er fiel nicht wie ein normaler Mensch, sondern schwebte dem kalten Steinboden entgegen.

Auf ihm blieb er im Schneidersitz hocken. Seine Hände hatte er dabei auf die Oberschenkel gelegt, der Mund bildete einen Strich, die Augen lagen wie Eiskugeln in den Höhlen und bewegten sich nicht. Starr waren sie auf den Altar gerichtet, als wollten sie ihn hypnotisieren und aus dem Konzept bringen.

In der Tat spielte sich zwischen dem Mann und dem Altar ein Kampf ab.

Es war allerdings nicht nur der Altar, sondern seine Kraft, die sich nicht allein auf ihn beschränkte, sondern auf den gesamten Innenraum

der Kirche, denn hier existierte etwas, das er ablehnte und gleichzeitig besiegen wollte.

Dafür lebte er, dafür hatte er alles andere aufgegeben. Sie hätten ihm damals zuhören sollen, aber das hatten sie nicht getan. Im Gegenteil, er war ausgelacht worden, und selbst der Vatikan hatte ihm ein offizielles Schreiben geschickt, das in seinen Augen an Bösartigkeit nicht zu überbieten war.

Was nun folgte, hatten sie sich selbst zuzuschreiben, und er wusste das genau.

Aber sie wussten es nicht. Noch nicht. Wenn sie es spürten, war es zu spät, dann hatte er die Macht an sich gerissen.

Bewegungslos saß der Mann auf dem Boden. Falco spürte die Kälte nicht, die von den Steinen auf seinen Körper überging. Er war in einem Zustand, der dem einer Trance gleichkam.

In sich versunken war er. Er schaute nach innen, als wollte er seine Seele prüfen, aber er holte auch daraus seine Kraft, um sich gegen die Macht in dieser Kirche zu stemmen.

Er wollte sie besiegen.

Die Umgebung zerfloss. Er atmete kaum noch. Er hatte sich auf sich selbst konzentriert. Noch einmal bewegte er sich, holte aus der Tasche eine schmale Silberkette hervor, mehr ein Band, das aus zahlreichen Ringen gebildet wurde. An ihm hing der Gegenstand, der für ihn so wichtig war.

Ein Amulett aus Silber. Ein ziemlich großer Kreis. Und in ihn eingraviert war ein blanker, glänzender und bleicher Totenschädel. Die Kette faltete er auseinander, sodass er sie über seinen Kopf streifen konnte.

Gelassen hängte er sie um.

Vor seiner Brust baumelte das Amulett mit dem Totenschädel. Das Metall war schwer, aber ihn kümmerte es nicht.

Er wartete.

Die Augen hatte er nicht geschlossen. Er verhielt sich anders als ein Mönch, der tief in seine Meditation versunken war. Seine Augen standen weit offen, und er hatte seinen Blick auf den Altar gerichtet, als wollte er von dort seine Kraft einsaugen.

Und es waren wieder einmal die Augen, die sich veränderten. Innerlich war Falco zur Ruhe gekommen, er hatte praktisch von der normalen Welt Abschied genommen. Was sich um ihn herum tat oder was ihn umgab, interessierte ihn nicht. Ihm kam es einzig und allein darauf an, den Kampf zu gewinnen. Den Kampf gegen IHN und seine Diener.

Die Augen veränderten sich. Aus den Tiefen drückte sich etwas hervor.

Es war hell, grell, es war weiß.

Weiß und bleich!
Leer!
Kein Leben mehr, aber so sah es der Mann nicht. Er spürte, dass es diesmal wieder klappte und er der Gewinner sein würde.
Die Kirche verlor.
Er gewann.
Und Falco merkte, wie all die Dinge aus seinem Körper herausfuhren, die ihn behindert oder gestört hatten, für einen Menschen jedoch wichtig waren.
Er gab sein Leben ab.
Seine Seele behielt er.
Aus ihr holte er die Kraft.
Niemand befand sich in der Nähe, der ihn hätte beobachten können. Dieser Jemand hätte etwas Unglaubliches und Unwahrscheinliches gesehen, denn Falco, der in eine tiefe Trance gefallen war und bisher auf dem Boden gesessen hatte, hob langsam ab.
Leicht wie eine Feder schwebte er in die Höhe. Für ihn galten die Gesetze der Schwerkraft nicht mehr.
Er hatte sie durch seinen eigenen Willen aufgehoben und glitt in die Höhe und bewegte nicht einmal seinen kleinen Finger. Die Augen bestanden nur mehr aus knallweißen Ovalen, über denen sich die dunklen Bögen der Brauen spannten. Sie waren geschwungen und sahen trotzdem hart aus.
Scharf hoben sie sich von der glatten Stirn ab, auf der nicht ein Tropfen Schweiß lag.
Als er eine gewisse Höhe erreicht hatte, kam sein Körper zur Ruhe. Er blieb einfach in der Luft, als würden ihn Bändern halten, die von der Decke herabhingen.
Aber da war nicht zu sehen.
Der Körper bewegte sich wieder. Es waren die gleichen Bewegungen wie vorhin. Zuerst streckte er seine Arme vor, dann löste er die Beine voneinander, was aussah, als würde er einen Knoten lösen. Er blieb mit ausgestreckten Beinen und Armen in der Luft und dicht vor der Altartreppe hängen.
Das war nicht alles.
Langsam drehte sich der Körper in der Luft um neunzig Grad. Dann kippte er nach hinten, ohne dass sich die Beine oder die Arme auch nur krümmten; sie blieben weiterhin ausgestreckt. Das galt für den gesamten Körper, der starr wie ein Brett war.
Nichts hielt ihn. Und weil dies so war, spürte Falco ein irrsinniges Glücksgefühl in seinem Innern hochsteigen.
Gewonnen!
Wieder einmal.
Es musste raus. Er konnte diesen Triumph nicht für sich behalten,

und ein kaltes, triumphales und gleichzeitig höhnisches Gelächter hallte wie der schaurige Gruß des Leibhaftigen durch das Kirchenschiff…

***

Am gestrigen Tag hatte ich Kate Duvall zum ersten Mal gesehen und zur Begrüßung die knappen Worte mit ihr gesprochen. Anschließend hatte sie mich gebeten, ihr etwas Ruhe zu gönnen, das heißt, den Rest des Tages und die folgende Nacht wollte sie ungestört sein. Allerdings hatte sie mich zum Frühstück in ihr Hotel bestellt und gefragt, ob wir die Probleme nicht dort besprechen könnten.

Ich hatte zugestimmt oder zustimmen müssen, denn mir war einfach nichts anderes übrig geblieben. Von meinem Chef Sir James war ich dazu vergattert worden, dieser Lady Amtshilfe zu leisten, denn sie war extra aus den Staaten gekommen, um einen Killer zu jagen, der angeblich mit dunklen Mächten paktierte.

Er hatte einige Menschen umgebracht, die genaue Zahl war mir nicht bekannt, aber diese Morde waren bei uns auf der Insel passiert und nicht in den Staaten.

Was eine FBI-Agentin dazu trieb, sich trotzdem reinzuhängen, das war noch ihr Geheimnis. Selbst Sir James war nicht informiert und hatte mich ziemlich verärgert angeschaut, denn auch ihm passte diese Geheimnistuerei nicht.

Ich hatte auch nicht das Grinsen meines Freundes Suko vergessen, der mir zum Abschied im Büro gesagt hatte: »Falls du die Lady nicht magst, sag mir Bescheid.«

»Und dann?«

»Gehe ich mit ihr chinesisch essen.«

»Oh, die wird sich freuen.«

Suko war wieder ernst geworden. »Du hältst mich natürlich auf dem Laufenden, denke ich.«

»Und ob ich das werde.«

Dabei hatte ich gedacht, mir nach den letzten Fällen eine kleine Pause gönnen zu können. Das war nichts, aber es ärgerte mich nicht einmal, ich brauchte nur nach draußen zu schauen, um festzustellen, dass London zur großen Schmuddelstadt Nummer eins geworden war, denn das Häusermeer versank beinahe im Nebel und Sprühregen.

Obwohl ich schon früher losgefahren war, um pünktlich zu sein, hatte ich es nicht geschafft. Mit mehr als einer Viertelstunde Verspätung ließ ich den Wagen in die Tiefgarage des Londoner Hilton gleiten, und als ich endlich den Frühstücksraum betrat, durch dessen große Fenster der Blick auf den Hyde Park fiel, war die halbe Stunde beinahe um.

Ich sah Kate Duvall sofort. Sie hatte sich bereits am Büfett bedient,

biss in ein Hörnchen und schielte gleichzeitig in die neben ihr liegende Zeitung.

Sie trug einen beigen Kaschmirpullover und einen rehfarbenen Rock. Ihre Kostümjacke hatte sie neben sich auf einen Stuhl gelegt. Ich schob mich an den anderen Tischen vorbei und wollte mich entschuldigen, als Kate aufblickte.

Spöttisch schaute sie mich an. »Ich habe immer gedacht, dass die Briten noch Gentlemen sind und eine Lady nicht lange warten lassen. Sie haben es ein wenig übertrieben, John.«

»Es ging nicht anders. Der Verkehr war schuld.«

Sie winkte ab. »Kommen Sie mir nicht damit. Den haben wir auch bei uns in den Staaten.«

»Soviel ich weiß, stammen Sie aus London.«

»Gut recherchiert.«

»Danke.«

»Aber ich bin dann den Verlockungen der Staaten erlegen. Dort fühle ich mich wohl beim FBI. Darüber können wir später reden. Wenn Sie wollen, frühstücken Sie erst einmal.«

Hunger hatte ich tatsächlich. Ich bestellte Kaffee und trat an das große Büfett, um erst einmal nichts zu finden, weil es einfach zu viel gab.

Kaltes und warmes Essen. Und das am frühen Morgen. Sogar Frühlingsrollen entdeckte ich, Fisch und Fleisch, das in Warmhaltebehältern auf Hungrige wartete.

Ich entschied mich für kleine Bratwürste. Dazu nahm ich Rührei und eine Scheibe Toast.

Der Kaffee war inzwischen serviert, und ich leerte die Tasse mit Genuss, auch wenn er nicht so schmeckte wie der meiner Sekretärin Glenda Perkins. Aber er tat mir gut.

»Wissen Sie, was für mich auch ein Grund gewesen ist, London zu verlassen?« fragte mich Kate auf einmal.

»Nein.«

Sie deutete auf eines der Fenster. »Schauen Sie hinaus, John. Ist das ein Wetter? Nein, das ist kein Wetter. Das ist einfach Mist, da kann man trübsinnig werden. Nicht einmal den Park sehen sie normal. Alles ist grau.«

»Davon blieben Sie in den Staaten verschont?«

»In Los Angeles schon.«

Ich wollte nicht unhöflich sein, trotzdem lachte ich. »Aber ich bitte Sie, meine Liebe. Sie wollen mir doch nicht erklären, dass L.A. *die* Superstadt ist. Das ist ein regelrechtes Smogloch.«

»Stimmt, doch ich wohne am Stadtrand. Außerdem ziemlich hoch. Dort ist es wunderbar.«

Ich hob die Schultern und ließ sie in ihrem Glauben. Jeder soll sich

dort wohl fühlen, wo er am besten zurechtkommt. Ich jedenfalls werde Europa den Staaten immer vorziehen.

Das Ei schmeckte mir, die Würstchen auch, aber danach hatte ich keinen Hunger mehr. Ich verzichtete auf all die Köstlichkeiten des Büfetts und nahm stattdessen noch eine Tasse Kaffee. Mittlerweile war es die dritte.

Auch Kate Duvall hatte ihre Lippen abgetupft und die Serviette zusammengefaltet zur Seite gelegt. Lächelnd schaute sie mich an. »So, das Vergnügen ist vorbei. Die Sache wird ernst.«

»Das denke ich auch.«

Wir konnten in normaler Lautstärke reden, denn in unserer Nähe war kein Tisch besetzt. Kate hatte nichts von ihrer Forschheit verloren. Sie war ein Typ, der ran ging. Der Kurzhaarschnitt passte zu dem schmalen Gesicht mit den dunklen Augen und der kleinen geraden Nase. Ihr Kinn war ebenfalls klein, aber es sprang energisch vor, und auf ihrem Gesicht lag kein Schatten irgendeiner Müdigkeit. Ich schätzte sie auf dreißig. Sie stand voll im Leben und war sicherlich gut in ihrem Job.

»Der Killer«, sagte ich.

»Ja?«

»Was habe ich damit zu tun?«

Sie lächelte und schaute zur Seite. Dabei wirkte sie etwas verlegen, was ich ihr allerdings kaum abnahm. »Wissen Sie, John, ich habe nur durch Zufall über Sie etwas erfahren, und ich muss Ihnen zudem ein Geständnis machen.«

»Bitte der Reihe nach«, bat ich.

»Können Sie haben.« Während ich mir eine Zigarette anzündete, sprach sie. »Es gibt da einen Kollegen in New York. Er heißt Abe Douglas, und ihn sollten Sie ja kennen.«

»Da sagen Sie was. Wie geht es ihm?«

»Ganz gut. Mit ihm habe ich über meinen Fall gesprochen, und er meinte, es wäre etwas für Sie. Er hat ja auch mit Ihrem Chef gesprochen, denke ich, aber Sie waren unterwegs. Kurz und gut: Abe Douglas hat mich davon überzeugen können, dass Sie genau der richtige Mann sind, um den Killer zu jagen. Zusammen mit mir.«

Ich drehte die Asche von der Zigarette und fragte: »War das Ihr Geständnis?«

»Nein. Es geht weiter.« Sie schaute mich offen an. »Ich habe eigentlich Urlaub und bin praktisch auf eigenes Risiko hergekommen. Und zwar deshalb, weil mich der Fall persönlich berührt. Ich jage diesen geheimnisvollen Killer nicht nur aus beruflichen Gründen, sondern habe mich als Frau, als Person voll hineingehängt, was auch seine Gründe hat. Das vorweggenommen.«

Ich wartete einen Moment mit der Antwort, drückte die Zigarette aus

und nickte. »Akzeptiert.«
»Wunderbar.«
»Aber ein paar Fragen bleiben.«
»Das habe ich mir gedacht. Ich stehe Ihnen zur Verfügung und möchte Ihnen helfen, wo ich kann.«
Ich beugte mich vor. »Ich würde gern mal wissen, ob es um einen amerikanischen Killer geht.«
»Ja und nein«, antwortete sie. »Seine Opfer hat er hier in Europa gesucht. Nicht nur auf der Insel, auch auf dem Festland. Frankreich, Deutschland, Spanien… Aber jetzt ist er wieder hier, das weiß ich. Und da besteht die Chance, ihn zu fassen.«
Ich legte die Stirn in Falten. »Wenn ich Ihnen zuhöre und mir alles durch den Kopf gehen lassen, dann habe ich das Gefühl, als würden Sie diesen Killer gut kennen.«
Zum ersten Mal nach unserer Begegnung zeichnete sich auf dem Gesicht der Kollegin eine Gänsehaut ab. Ihre Furcht war sichtbar geworden, und sie nickte mir bedächtig zu, als sie sagte: »Ja, ich kenne den Killer, John.«
»Wie heißt er?«
»Das weiß ich nicht.«
Mist! Ich hatte mir schon gedacht, dass es einen Haken gab. Sie kannte ihn, aber sie kannte nicht seinen Namen. Vielleicht war sie ihm schon begegnet, und danach fragte ich sie.
»Das stimmt.«
»Dann wissen Sie, wie er aussieht?«
Kate Duvall lehnte sich auf dem Stuhl zurück. »Es war keine Begegnung im eigentlichen Sinne. Ich habe ihn auch nicht gesehen, aber ich weiß, dass er bei mir war. Er hat es geschafft, mich zu übernehmen. Er ist in mein Gehirn eingedrungen. Er hat mir erklärt, dass er mir durch seine Taten einiges beweisen würde und ich ihn nicht davon abhalten könnte. Er ist so stark, dass er die Welt auf den Kopf stellen kann. Genau das hat er mir zu verstehen gegeben, und ich glaube ihm sogar. Die Taten sprachen dafür.«
»Morde!«
»Klar.«
»Die Sie aufklären sollten?«
»Nein, John. Weder ich noch meine Kollegen, denn dieser Killer operiert hier in Europa. Es gibt keinen Grund für uns, sich an seine Fersen zu heften, aber er hat es verstanden, mich als Mittler zu benutzen. Ich bin seine Verbindung zur normalen Welt. Er hat mich ausgesucht – mich, eine Agentin des FBI.« Sie schlug gegen ihre Stirn. »Das ist ein Wahnsinn, aber so ist es nun mal. Er ist bei mir, er ist neben mir, er ist in mir! Nur sehe ich ihn nicht.«
Es war eine relativ lange Rede, die Kate gehalten hatte, und ich kam

mit ihren Worten nicht zurecht. Sie klangen für mich völlig verrückt. Da stimmte einiges nicht.

»Sie glauben mir nicht, John?«

»Sieht man mir das an?«

»So ungefähr.«

»Ja, es fällt mir schwer. Sie sagen, dass er Sie unter seiner Kontrolle hat.«

Kate nickte heftig. »Das stimmt. Aber nicht körperlich, sondern geistig. Ich habe manchmal den Eindruck, die verdammten Taten mitzuerleben, und das macht mich beinahe irre. Immer wenn ein Mord passierte, dann kriegte ich das mit. Ich hörte das Flüstern in meinem Kopf, ich hörte eine Stimme, die immer erklärte, dass sie es allen beweisen würde.«

»Wem denn?«

»Eben allen.«

»Und mehr wissen Sie nicht?« fragte ich.

»Leider nein. Ich sprach mit Abe Douglas darüber. Ihm vertraute ich mich an. Wir haben uns auf einem Lehrgang kennen gelernt. Ich weiß auch nicht, was über mich kam, dass ich mich ihm anvertraute, aber ich merkte sehr bald, dass ich bei ihm genau an der richtigen Adresse war.«

»Das kommt wohl hin. Trotzdem, Kate, noch einmal: Sie wissen nicht, wie der Killer aussieht?«

Ihr Gesicht wirkte gequält. »Nein, ich weiß es nicht. Sie glauben ja nicht, wie oft ich schon darüber nachgedacht habe, aber es ist zu vage.«

»Wie vage?«

»Er erwischt mich immer im Schlaf.« Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Es sind Albträume, die zur Realität werden. Er geriet an mich, er tauchte ein in meinen Geist. Er spricht von seinen Siegen. Ich höre ihn flüstern, ihn schreien, und er spricht auch vom Tod, und ich habe das Gefühl, dass er ihn liebt. Der Tod ist sein Begleiter, er liebt ihn, durch ihn will er den Beweis antreten.«

»Welchen?«

Kate hob die Schultern.

»Bitte, Kate, er muss doch…«

»Nein, John.« Sie öffnete die Augen und starrte mich an. »Sie müssen mir glauben, dass er sich mir gegenüber nicht offenbart hat. Aber ich habe gelernt, analytisch zu denken. Das schaffte ich, als der Schock vorbei war. Dass er gerade mich ausgesucht hat, darauf kann ich mir wirklich nichts einbilden. Ich habe eher den Eindruck, dass er einen Vermittler zwischen seiner Welt und der unserigen braucht. Und das bin nun mal ich.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.«

Ich nickte vor mich hin. Der Kaffee war kalt geworden. Ich ließ ihn stehen und trank einen Schluck Saft. »Jetzt sind Sie in London, Sie sind bei mir, und ich möchte Sie jetzt konkret fragen, obwohl ich es schon weiß, was Sie von mir wollen.«

»Sie sollen mich von ihm befreien.«

»Von einem Killer, der nur in Ihren Träumen existiert?«

»Nein!« rief sie. »Er ist real. Seine Taten beweisen es. John, wir dürfen uns da nichts vormachen.«

Ich runzelte die Stirn. »Darf ich daraus schließen, dass er die Taten bei Ihnen ankündigt?«

»Nein, es ist umgekehrt. Wenn er mit mir in Verbindung tritt, hat er sie schon begannen. Ich habe dann Nachforschungen angestellt und herausgefunden, dass das, was ich sah, tatsächlich geschehen ist. Ich sage Ihnen, dass dieser Killer ein Mensch oder eine Bestie ist, die durch die Welt reist und mordet. Er hat ein Motiv, aber bitte fragen Sie mich nicht danach, wie es aussieht und warum er das alles getan hat. Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, warum gerade ich, eine FBI-Agentin, seine Vermittlerin bin. Das können Sie ihn fragen, wenn Sie ihn gestellt haben, John.«

Ich betrachtete Kate Duvall. Der Fall fing an, mich zu interessieren, und ich frage: »Wie sollen wir ihn stellen?«

»Durch mich.«

»Und weiter?«

Kate Duvall holte tief Luft. »Irgendwann, John, wird er in meine Nähe kommen, das weiß, das spüre ich. Er wird dann als normaler Mensch flüstern und schreien und nicht durch meine Träume dringen. Er wird sich mir offenbaren. Wenn das geschieht, müssen Sie zur Stelle sein, damit wir gemeinsam den Kampf gegen ihn aufnehmen können. Alles andere ist unwichtig.«

Ich gestattete mir trotz der ernsten Lage ein Lächeln. »Das hört sich in der Theorie alles so wunderbar an, meine Liebe. Aber wie ist es mit der Praxis? Es kann heute passieren, morgen, aber auch erst in drei Wochen oder drei Monaten. So lange kann ich nicht an Ihrer Seite bleiben, falls Sie an eine Leibwächterfunktion für mich gedacht haben.«

Sie senkte den Blick. »Das weiß ich leider. Ich kann nur hoffen, dass es schnell vorbeigeht.«

»Gut, kommen wir auf die Opfer zu sprechen. Wen hat dieser Killer umgebracht? Tötete er nur Frauen, nur Männer oder…?«

»Nein, nein, nein.« Sie sprach sehr schnell. »Es gibt da leider keine Methode. Er hat Frauen ebenso umgebracht wie Männer. Das ist ja das Problem. Ich würde ihn als eine wahllos mordende Bestie bezeichnen, obwohl es ein Motiv geben muss, denn er hat mir stets erklärt, dass er

einen Sieg über die anderen errungen hat.«

»Wer die sind, wissen Sie nicht?«

»Dann säße ich wohl nicht hier.«

Kate Duvall ließ sich noch einmal Kaffee bringen und sagte nach einer Schweigepause: »So sieht es aus, und ich hoffe, dass wir ihn irgendwann mal stellen können. Aber ich kenne den Grund einfach nicht, weshalb er sich gerade mich als Vermittler ausgesucht hat.« Sie ließ die Tasse sinken und hob die Schultern. »Sorry, John. Ich habe hin und her überlegt, einen Grund konnte ich nicht finden.«

»Wenn er sich etwas beweisen will, dann hat er Sie deshalb ausgesucht, weil Sie Polizeibeamtin sind. Kann das sein?«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Haben Sie etwas Besonderes an sich.«

Kate lachte. »Wie meinen Sie das denn?«

»Sind Sie in Ihrem Beruf besonders erfolgreich.«

Sie hob die Schultern und wirkte etwas verlegen. »Mehr oder weniger. Doch ich habe einen großen Erfolg gehabt, als es mir gelang, einen Blütenring zu sprengen. Die Falschmünzer haben mir Rache geschworen, aber das taten viele. Ich bin für diesen Erfolg auch ausgezeichnet worden, das aber kann nicht der Grund sein. Außerdem gibt es jede Menge Kollegen, die besser sind als ich. Von Abe Douglas ganz zu schweigen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Schön, John. Kommen wir jetzt zur Sache. Haben Sie mittlerweile einen Plan gefasst?«

»Nein, das habe ich nicht.«

»Dann werde ich Ihnen meinen offen legen.« Sie legte den Kopf schief und lächelte. »Ich habe eigentlich schon für Sie mitgedacht und gleich zwei Zimmer hier im Hilton reservieren lassen. Ihres liegt direkt neben dem meinen, denn ich möchte, dass Sie in meiner Nähe wohnen. Zuerst einmal für die nächsten drei Tage. Es ist günstig, denn Sie sind auch für Ihren Chef schnell erreichbar, denke ich.«

Ich musste lächeln. »Das haben Sie raffiniert gemacht.«

»Ich habe nur nachgedacht.«

»Das finde ich gut, Kate.«

»Sind Sie einverstanden?« Wieder lächelte sie. »Es liegt einzig und allein an Ihnen, was Sie tun und was nicht.«

»Ja, ich habe mich auch schon entschlossen.«

»Sie stimmen zu?«

Ich machte es spannend und trank erst einen Schluck Orangensaft. »Sicher, ich stimme Ihnen zu, meine Liebe. Ich werde nebenan einziehen.«

»Das freut mich. Zu zweit sieht die Sache schon ganz anders aus.«

»Es könnte durchaus sein, dass noch eine dritte Person hinzukommt,

Kate.«
»Ihr Freund Suko!«
»Sie kennen ihn?«
»Ich nicht, aber Abe Douglas.«
»Ah, dann hat er Ihnen von ihm berichtet.«
»Er sprach von einem tollen Team.« Ich schüttelte den Kopf. »Sorry, aber Abe ist jemand, der leicht übertreibt.« Sie lächelte mich an. »Das, John Sinclair, glaube ich Ihnen ganz und gar nicht…«

***

Die Kirche gehörte ihm! Er hatte sie besiegt! Er hatte die Kraft, die in ihr wohnte, überwunden, und es war ihm gelungen, alles auf den Kopf zu stellen.
Er schwebte vor dem Altar und über dem Boden.
Brettflach lag er etwa eine Körperlänge über dem Boden in der Luft. Er hatte die Beine zusammengelegt und die Arme dicht an den Körper. In seinen Augen lag eine Entrücktheit, die nicht von dieser Welt war. Er hielt sie geöffnet und schaute gegen die Decke, doch er schien sie nicht zu sehen, denn sein Blick glitt hindurch, als wollte er in den grauen Himmel über dem Land enteilen. Er fühlte sich gut, dachte darüber nach und suchte nach einem entsprechenden Vergleich.
Es gab zahlreiche Methoden zur Entspannung, die einen lehrten, die Seele baumeln zu lassen. Das alles war jedoch nichts gegenüber dem Zustand, den er nun erlebte.
Für ihn war es der absolute Höhepunkt. Er war seinem Himmel näher als die Seele eines Verstorbenen. Er hätte jubeln können, stattdessen lag er da und lauschte dem allmählich verklingenden Echos seines eigenen Gelächters.
Es war vollbracht. Er hatte diese Welt besiegt, die ihn nicht hatte annehmen wollen. Nun aber musste sie damit leben, ihn zum Feind zu haben.
Wie lange er in der Luft schwebte, wusste er nicht. Er gab sich diesem Feeling hin, und seine Gedanken waren in die Zukunft gerichtet.
Diesmal hatte er sich die Insel ausgesucht. Er würde auch hier seine Spur hinterlassen und verschwinden, und er würde damit eine ganz bestimmte Person in den Wahnsinn treiben.
Wunderbar…
Als ihn diese Gedanken überkamen, huschte ein Lächeln über seine Lippen. Er fühlte sich so ausgezeichnet und prall gefüllt mit einer wundersamen Kraft. Keiner konnte ihm etwas anhaben, immer würde er dagegenhalten. Niemand war stärker als er, denn er hatte die Kräfte der Welt zu seinem Diener gemacht, und nur das allein zählte für ihn.
Das Lächeln war so etwas wie ein Ende und ein Anfang. Die Starrheit

seines Körpers blieb zwar bestehen, aber er veränderte seine Lage und sank allmählich nach unten.

Zentimeterweise; ohne ruckartige Bewegungen. Alles war sehr seicht und langsam, vorsichtig vor allen Dingen, denn er wollte sich auf keinen Fall selbst wehtun.

Als er den Kopf nach links bewegte, sah er die ersten Bänke in seinem Blickfeld erscheinen. Wenig später bekam er den Kontakt mit dem Steinboden.

Die Erde hatte ihn wieder.

Auch jetzt ließ er sich Zeit. Noch immer konzentrierte er sich mehr auf die Seele als auf seinen Körper. Der war zwar vorhanden, aber er spürte ihn nicht. Falco kam sich vor, als hätte er ihn verlassen – bis zu dem Zeitpunkt, als er seine Beine wieder anzog und das Ziehen in seinen Gelenken spürte.

Er stand auf.

Sehr langsam und ohne seine Hände zu Hilfe zu nehmen, kam er in die Höhe. Wieder bewegte er sich wie ein Meister der Karatekunst, der sich auf den großen Kampf vorbereitete.

Auf beiden Füßen blieb er stehen.

In seinem Gesicht war wieder alles erstarrt. Kein Muskel bewegte sich dort, und als er seine Hände betrachtete, sah er die Haut wie straff gespanntes und dickes Papier.

Es ging ihm gut, es ging ihm sogar sehr gut. Er fühlte sich in einer Stimmung, die Welt aus den Angeln zu heben, wie immer nach einem großen Sieg.

Sehr gemächlich drehte er den Kopf.

Vor ihm lag der schlichte Altar. Es kam plötzlich über ihn wie ein Sturm.

Für sein Leben gern wäre er hingelaufen, um den Altar zu zerstören, doch das ließ er bleiben. Es musste nicht sein, denn es hätte seinen Jägern einen Hinweis gegeben. Bisher war er als emotionslos bekannt, und das sollte zunächst so bleiben.

Aber der Sieg war seiner. Den konnte ihm niemand nehmen. Mit seinen Kräften hatte er die in der Kirche vorhandene Macht besiegt. Nur dies zählte, und er spürte den inneren Jubel.

Auch seine Augen waren wieder normal geworden. Das Weiße darin war verschwunden. Wer ihn jetzt anschaute, sah ihn als Mensch.

Mit seinen langen, kräftigen Fingern tastete er nach dem Amulett an seiner Brust. Wieder musste er lächeln, als er den eingravierten und leicht vorspringenden Totenkopf berührte. Es war sein Symbol, er liebte es, und er würde es ihr schon bald schicken, dieser kleinen Schlampe, die ihn damals für verrückt erklärt hatte wie auch all die anderen, als er ihnen den Vorschlag unterbreitet hatte.

Dabei war er so mächtig geworden. Sie hätten ihn sehen sollen, wie

er die andere Kraft überwand, der er einmal so zugetan war. Aber sie hatten es nicht getan. Es war ihr Fehler gewesen, und dafür wollte er sie büßen lassen.

Und er würde sich seiner neuen Macht dankbar gegenüber erweisen. Sie war auch ihm zugetan, hätte sie ihm sonst die Kraft gegeben, diesen Schrecken zu überwinden?

Wahrscheinlich nicht.

Niemand sollte ihn angreifen, und niemand würde ihn einsperren, das hatte er sich geschworen. Sie alle sollten leiden, sie würden noch von ihm hören. Immer und immer wieder, das stand für ihn fest.

Obwohl er innerlich erregt war, lag kein einziger Schweißtropfen auf seiner Haut. Er fühlte sich super, und er würde die Kirche jetzt verlassen, um die Dankbarkeit auf seine Art und Weise auszudrücken. Die andere Macht sollte wieder ein Leben bekommen, eine Seele, und er wollte das Blut fließen sehen.

Nahezu lautlos bewegte er sich durch die Kirche. Seine Schritte waren nicht mehr als ein Schleifen auf dem glatten Boden. In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Die Augen waren starr, der Blick einzig und allein nach vorn gerichtet.

Wieder stoppte er neben dem Taufbecken. Er schaute auf das Wasser, mit dem er sich früher oft gesegnet hatte. Aber das lag lange zurück. Heute dachte er anders darüber und stellte sich vor, dass es Blut sein würde.

Diesmal beherrschte er sich nicht.

Er klatschte die Hand in das Weihwasser und fegte es dann aus dem Taufbecken. Die Tat war von seinen wütenden Triumphschreien begleitet, die in der Kirche gespenstisch laut hallten.

Erst als sich nur mehr einige Tropfen im Becken befanden, hörte er auf damit. Sein Mund hatte sich verzerrt. Das Gesicht war zu einer bösen Fratze geworden. Der Druck in seinem Innern stieg. Er wollte und würde ihn nicht zurückhalten.

Dann ging er.

Diesmal öffnete er die Tür kraftvoll. Der Sprühregen traf das Gesicht des Mannes wie kalte Säure. Tief atmete er ein. Plötzlich hasste er die Luft in der Kirche. Sie hatte ihm zu stark nach Weihrauch und Kerzenduft gerochen. Er brauchte jetzt etwas anderes, er hatte dieses Gemäuer besiegt, und nur darauf war es ihm angekommen.

Mit raumgreifenden Schritten bewegte sich Falco über den Kirchplatz hinweg. Dann nahm er den schmalen Fußweg, den er allerdings sehr bald wieder verließ, um auf dem kürzesten Weg zu seinem Fahrzeug zu gelangen. Er wollte jetzt unter Menschen sein, denn an diesem Abend, in dieser Nacht, musste es passieren.

Immer hatte er nach seinem Sieg jemanden gefunden.

Der Tod sollte leben.

Hochleben!
Flüstern, schreien, töten!
Er würde es genießen und der verdammten Person, die er so hasste, die bösen Träume bringen. Solange bis sie fast wahnsinnig war und er endlich zu ihr kommen konnte…

***

Ich war wieder zurück ins Büro gefahren und hatte Kate Duvall im Hotel zurückgelassen. Mit meinem Freund Suko sprach ich über das Problem. Er hörte zu, nickte einige Male und deutete mir damit an, dass er das Gleiche getan hätte, wie er mit seinen Worten bestätigte, als er sagte: »Ja, ich hätte es auch so gemacht.«
»Das kannst du immer noch.«
»Wie meinst du das?«
»Du könntest dich ebenfalls im Hotel einquartieren. Die Gefahr ist vorhanden, auch wenn wir sie noch nicht konkret zu spüren gekriegt haben.«
»Dann glaubst du der Frau?«
»In allem.«
Suko erkundigte sich nach dem Grund.
»Das kann ich dir nicht genau sagen. Wenn du mit ihr geredet hättest, wärst du zu derselben Einstellung gekommen. Das schwöre ich dir, Alter.«
»So scheint Abe Douglas auch gedacht zu haben.«
»Eben. Sonst hätte er sie uns nicht geschickt.«
»Sieht sie wenigstens gut aus?«
Da Suko grinste, konnte ich ebenfalls ein Lächeln nicht unterdrücken. »Ja, sie ist nicht übel.«
»Das sag Glenda mal lieber nichts.«
»Sind wir verheiratet?«
»Nein, aber du weißt ja, wie sie ist. Und Jane Collins würde ich auch raushalten.«
»Ich werde mich bemühen.«
»Wie willst du denn vorgehen?« fragte Suko.
»Wenn ich das wüsste.«
»Also keine Idee?«
»Noch nicht. Aber Kate ist der springende Punkt. An sie werde ich mich halten müssen.«
»Das denke ich auch«, meinte Suko. »Nach allem, was du mir erzählt hast, wird es für dich wohl eine lange Nacht werden. Wenn sich diese Killerbestie in Kates Träumen meldet, müsstest du am Bett der Kollegin sitzen und ihren Schlaf überwachen.«
»Daran habe ich auch gedacht.«
»Dann solltest du im selben Zimmer sein«, sagte Suko breit grinsend.

»Hör auf damit. Ich werde so reagieren, wie es die Lage erfordert. Ist das klar?«
»Jawohl, Herr Lehrer. Darf ich trotzdem etwas vorschlagen?«
»Bitte.«
»Wie wäre es, wenn wir mit Abe Douglas in New York telefonieren, damit er uns mehr Informationen über deine neue Freundin gibt. Sie hat dir zwar viel erzählt, aber ich frage mich, ob sie dir alles gesagt hat, was wichtig ist.«
Ich nickte. »Der Vorschlag ist okay, Suko.«
»Dann ruf an. Er ist bestimmt im Büro.«
Ich versuchte es, kam zwar durch, aber man erklärte mir, dass Abe sich im Einsatz befände. Ein Job in Boston, wie es hieß.
»Wo kann ich ihn dort erreichen?«
»Ist es denn wichtig?« knarrte der Kollege vom FBI in den Hörer. Seine Begeisterung hörte ich bis London.
»Es geht hier nicht um eine Einladung zu einem Kaffeekränzchen. Ich brauche Informationen von ihm.«
»Vielleicht kann ich helfen.«
»Nein, ich muss mit Abe sprechen!«
Wenn auch widerwillig, gab er mir schließlich die Nummer durch. Ich notierte sie und bedankte mich.
»Meine Güte, hat der sich angestellt«, stöhnte Suko, der über Lautsprecher mitgehört hatte.
Ich winkte ab. »Tu du mir den Gefallen und versuch du, Abe zu erreichen. Sobald ich mich im Hotel einquartiert habe, rufe ich dich an und gebe dir meine Durchwahl bekannt.«
»Okay.« Mein Freund notierte sich die Bostoner Telefonnummer.
»Sir James werde ich auch informieren«, sagte ich. »Ich fahre jetzt nach Hause und packe einige Sachen zusammen.«
»Na dann, schönen Urlaub.«
»Vor allen Dingen bei diesem Wetter, und das noch mitten in London. Danke.«
»Gern geschehen.«
Zum Glück hielt sich Glenda Perkins nicht im Vorzimmer auf. Ich schaffte es, ungesehen aus dem Büro zu entwischen und somit ihren misstrauischen Fragen zu entgehen.
Am Fahrstuhl aber hatte ich Pech. Plötzlich erschien sie aus einem Nebenraum, zwei Aktenordner unter dem Arm und leicht rot im Gesicht, eine Frau in Action. Sie schien sich über etwas geärgert zu haben, aber sie biss sich auf die Lippe und sagte auch nichts, als sie neben mir stehen blieb.
Ich lächelte. »Ärger gehabt?«
»Ja, mit der Verwaltung. Ich muss mal wieder eine Kostenaufstellung machen, und da…«

Der Lift hielt, ich stieg ein, stellte mich mit dem Rücken an die Wand und winkte Glenda zu. »Dabei wünsche ich dir viel Spaß.«

»He, Moment, wo willst du denn hin?«

»Ins Hilton!« rief ich.

Die Tür schloss sich. Als Letztes sah ich Glendas erstauntes Gesicht. Sie verstand die Welt nicht mehr.

Das war mir egal, sollte sich Suko mit ihren Fragen herumschlagen…

***

Falco ließ seinen Wagen nach Südwesten rollen und spürte, dass der Trieb, sich bei der anderen Macht zu bedanken, immer stärker wurde.

Er ließ seine Blicke schweifen. Der Sprühregen hüllte die Landschaft ein.

Als glitzernde Diamanten wischten die kleinen Tropfen durch die Strahlen der Scheinwerfer, als hätten die Engel ihren Schmuck aus den Wolken geschleudert. Er war in Richtung Vantage gefahren und in das Bergland geraten. Eine ländliche und ziemlich einsame Gegend, doch die Hügel oder kleinen Erhebungen waren kaum zu erkennen. Im oberen Drittel verschwanden sie in den Wolken.

Vantage war nicht groß, doch groß genug, um ein Opfer finden zu können. Falco wusste noch nicht, auf wen seine Wahl fallen würde, am liebsten wäre ihm eine Frau gewesen, denn Frauen hatten immer Angst, und daran konnte er sich so herrlich weiden.

Vier Meilen hatte er noch zu fahren. Der Wagen glitt über eine beinahe ausgestorbene Straße, denn nur wenige Fahrzeuge kamen ihm entgegen, und überholt hatte ihn keines.

Falco schaltete das Autoradio ein und erwischte die Frequenz eines Lokalsenders. Der Sprecher gab Nachrichten durch, die allein diese Gegend betrafen. Er sprach mit lockerer Stimme und verkaufte den Quatsch so, als handelte es sich um weltbewegende Ereignisse.

Das gefiel dem Mann nicht. Er wollte sich schon einen anderen Sender suchen, als er aufhorchte. Auch nur deshalb, weil der Sprecher seine Stimme gesenkt hatte und im Flüsterton die große Sensation ankündigte. »Liebe Freunde, es ist soweit. Drei Monate hat es gedauert, aber jetzt sind die Spuren des Brandes verschwunden. Heute ist Eröffnung. Ab diesem Abend läuft die Schau weiter. Wo? werdet ihr fragen. Keine Sorge, ich teile es euch mit. In der Disco *Hot Spot,* dem Treffpunkt in Vantage. Dem Ort, an dem die Nacht zum Tage wird, wo die Girls locker sind, wo ihr euch austoben und den Frust der Woche loswerden könnt. Ab mit euch ins *Hot Spot.*«

Falco schaltete das Radio aus. Plötzlich lächelte er. Genau auf diese Durchsage hatte er gewartet. Sie war ihm förmlich zugeflogen, denn das war der Ort, den er ansteuern würde.

Heiße Mädchen, die etwas erleben wollten. Sicherlich stammten sie

nicht nur aus Vantage, sondern auch aus den anderen Orten in der Umgebung.

So ein Schuppen lockte immer – und natürlich auch einen Mann wie ihn, der auf der Jagd war.

Finden würde er den Schuppen schon. Oft befanden sich diese Discos auch am Ortseingang, und ihre Reklame leuchtete grell und bunt bis weit in die Nacht hinein.

Er hielt schon jetzt Ausschau, aber es waren noch einige Meilen zu fahren.

Vor dem Ort nahm der Verkehr zu. Der Killer fuhr langsamer. Er ließ sich bewusst überholen, um einen Blick in die Fahrzeuge werfen zu können. Die meisten von ihnen waren mit jungen Leuten besetzt. Und wo die hinwollten, lag auf der Hand.

Er brauchte den anderen Wagen nur nachzufahren, sie würden ihn von selbst zum Ziel bringen.

Die Disco lag tatsächlich außerhalb des Ortes. Er musste sogar von der normalen Landstraße ab und einen schmaleren Weg fahren, der sich in zahlreichen Kurven dem Ziel entgegenwand.

Sehr bald war es zu sehen. Der Dunst schluckte einen Teil des grellen Reklamelichts.

Man hatte zwar eine Disco gebaut, aber keinen Parkplatz angelegt. Man parkte also auf der grünen Wiese.

Das tat auch Falco. Nur suchte er sich für seinen Austin einen günstigen Platz aus. Er stellte ihn dicht neben der Straße ab und drehte ihn noch, dass das Heck des Wagens gegen die Disco zeigte.

Er stieg aus.

Das Innenlicht hatte er ausgeschaltet. Niemand sollte ihn jetzt schon sehen.

Dann stieg er aus. Aus dem viereckigen Haus dröhnten die Klänge harter Rockmusik. Der Eingang stand weit offen wie ein Maul. Dahinter lag eine rote lichterfüllte, zuckende Hölle, in der sich nur junge Leute wohl fühlen konnten.

Falco war zwar noch nicht alt, aber auch kein junger Spund mehr. Deshalb zögerte er auch. Eine einsame Raststätte wäre ihm lieber gewesen, doch der Drang, ein Dankopfer zu bringen, war stärker.

Deshalb ging er auf die Disco zu.

Wer ihn beobachtet hätte, der hätte in ihm einen hoch gewachsenen Mann gesehen, dessen dunkles Haar glatt nach hinten gekämmt war. Ein kantiges Gesicht, ein durchtrainierter Körper ohne ein Gramm Fett zu viel und eine ebenfalls dunkle Lederjacke, die leicht glänzte, dazu eine graue Jeanshose.

Die Gäste waren scharf darauf, endlich wieder tanzen zu können. Des Öfteren wurde er von Gruppen überholt, und er hörte das Gelächter der jungen Frauen und Männer. Die Gespräche drehten sich einzig und

allein um die Musik und natürlich um das Tanzen, das vielen so gefehlt hatte.

An der Tür drückte er sich zur Seite, blieb stehen und gönnte sich einen ersten Überblick.

Ein riesiger Raum schluckte die Gäste. Das Stroboskoplicht zuckte kreisförmig von der Decke. Seine wechselnden Rotfarben erreichten jeden Winkel der Bude und auch jedes Gesicht. Es machte die Gäste zu märchenhaften Gestalten oder ließ sie manchmal aussehen wie knallbunte Gespenster.

Eine große Theke sah er. Stühle und Tische hätten nur Platz weggenommen, also hatte man sich beholfen und an der Wand einfache Sitzbretter befestigt, auf denen die vom Tanz ermüdeten Gäste ihren Ausruhplatz finden konnten.

Falco überlegte, wie er sich verhalten sollte. Niemand hatte von seinem Eintreten Notiz genommen, er war nicht beachtet worden, weil sich die meisten Gäste erst einmal in der renovierten Disco umschauten und ihre Kommentare über die Erneuerung abgaben.

Das kam dem Killer sehr gelegen. Er schlenderte auf die lange Theke zu, hinter der zwei junge Männer und zwei Mädchen bedienten. Kellner gab es nicht, wer sein Bier auf der Sitzbank trinken wollte, musste es sich abholen.

Das Personal hatte alle Hände voll zu tun, um den Durst der Besucher zu löschen. Auf der Tanzfläche bewegten sich nur wenige Typen, was sich im Laufe des Abend ändern würde. Zunächst einmal kippte man, was es zu kippen gab.

Mit einer geschmeidigen Bewegung wich Falco drei jungen Stoppelbartträgern aus und fand einen freien Platz am schmalen Rand der Theke, wo ihn das Licht nicht zu sehr blendete.

Er blieb sitzen und hob den Arm, als eines der Mädchen zu ihm hinschaute. Sie war eine pummelige Blondine mit großem Busen. Als sie sich nach Falcos Wünschen erkundigte, starrte er auf ihr prall gefülltes weißes T-Shirt und bestellte ein Bier.

»Sonst noch was?«

»Nein.«

Sie brachte ihm eine Dose. Er zahlte sofort, bedankte sich mit einem Nicken und knickte die Lasche um. Das Bier war gut gekühlt. Als eisiger Strom rann es in seine ausgedörrte Kehle, und nach dem ersten Schluck wischte er seine Lippen ab.

Er stellte die Dose auf den Tresen und schaute sich um. Falco gab sich locker, und er glotzte auch nicht zu gierig nach dem weiblichen Geschlecht, denn das wäre aufgefallen.

Fast alle gefielen ihm. Sie würden wunderbare Dankesopfer abgeben. Ein Lächeln schob sich über sein Gesicht. Aber er musste höllisch aufpassen, denn die meisten Mädchens waren in Begleitung

gekommen oder in Gruppen. Da fiel es zu schnell auf, wenn er als Fremder eine von ihnen anmachte. Fast alle Gäste kannten sich. Er sah es an der Art der Begrüßung.

Der Hocker war hart, das Holz blank gesessen, und es fiel ihm leicht, sich zu drehen.

Sein Blick glitt quer über die noch immer leere Tanzfläche bis gegen die weiß gestrichene Wand, wo ein Mädchen hockte, das keinen Begleiter zu haben schien, denn die Kleine saß ziemlich allein und trank Cola aus der Dose.

Ein Opfer?

Für einen Moment verhärteten sich die Augen des Killers. Er wartete aber ab. Nach drei Minuten saß die Kleine noch immer allein da. Also hatte ihr Freund oder Begleiter auch nicht die Toilette besucht, sonst wäre er schon längst zurückgekehrt.

Mit der Büchse Bier in der Hand rutschte Falco vom Hocker und schlenderte der Wand entgegen. Er ging nicht auf dem direkten Weg seinem Ziel entgegen, benahm sich dabei ganz disco-like, indem er sich im Rhythmus der Musik bewegte, dabei aber das Mädchen nicht aus den Augen ließ.

Dabei stellte er fest, dass sie so jung nicht mehr war. Die Haarflut zeigte auch keine Fülle oder Dichte. Die fahlblonden Strähnen waren so toupiert, dass sie nach mehr aussahen. Darunter sah er ein Gesicht mit harten Zügen, einen schmalen Mund, leicht eingefallene Wangen und eine spitze, schmale Nase.

Ob ihn die Kleine in der roten Lederjacke gesehen hatte, wusste er nicht.

Jedenfalls ging er weiterhin geschickt vor, schlug einen Bogen und blieb an der Wand stehen, eine Hand dagegen gestützt. Er verzog den Mund, hob die Schultern und tat alles nur deshalb, weil er bereits von der Fahlblonden beobachtet wurde. Er schätzte sie auf Mitte zwanzig und als einen Typ ein, der schon einiges hinter sich hatte.

Falco stieß sich von der Wand ab. In der Bewegung noch ließ er sich auf der Bank nieder und saß praktisch in Griffweite der Fahlblonden, die ihm einen knappen, aber nicht uninteressierten Blick zuwarf.

»Ich heiße Ray«, sagte er.

»Na und?«

»Wie soll ich dich ansprechen?«

»Sag einfach Edda.«

»Okay, Edda. Gefällt dir der Laden?«

»Dir etwa?«

»Ich habe dich zuerst gefragt.« Er wusste, dass ihr der Schuppen nicht gefiel, sonst hätte sie nicht diese Gegenfrage gestellt.

Die Strohblonde rümpfte die Nase. »Na ja, es geht so.«

Ray alias Falco nickte. »Das meine ich auch.«

Edda runzelte die Stirn, als würde sie nachdenken. »Du redest so komisch. Bist du neu hier?«

Er schaute zur Tanzfläche, wo sich einige Pärchen mehr drehten als zuvor. »Kommt darauf an.«

Edda rückte ein Stück näher. »Jedenfalls habe ich dich vorher hier noch nie gesehen.«

Er schaute sie an, lachte und gab ihr Recht. »Das soll wohl sein, Süße.«

»Ich hasse das Wort.«

»Welches Wort?«

»Süße.«

»Warum?«

»Klingt so abgeschmackt, so überheblich machohaft.«

»Ho, eine Emanze?«

»Nein, nur eine, die so was ankotzt.« Sie nahm den Arm hoch und schlug auf ihren Oberschenkel. »Dieses Kaff hier, die Provinz zwischen Himmel und Erde! Wir liegen doch im Nirgendwo. Was du hier siehst, kannst du alles vergessen. Aber du hast mir noch immer nicht geantwortet, was mit dir ist. Ob du schon öfter hier gewesen bist.«

»Auf der Durchreise hin und wieder mal«, murmelte Falco. Er freute sich. Frauen wie diese mochte er. Sie konnte er leicht abschleppen.

»Bist du Vertreter?«

Er winkte ab, weil er den misstrauischen Ton aus ihrer Frage herausgehört hatte. »Du hast schon Recht, diese Gegend ist beschissen. Das hier ist ein tiefes, schwarzes Loch, in das man einfach hineinfällt. Um da wieder herauszukommen, muss man sich auf andere verlassen, weil die eigene Kraft einfach nicht ausreicht.« Er ballte die Hand zur Faust und stieß den Arm vor. »Da muss man eben jemanden finden, der das dicke Seil hält. Ich würde an deiner Stelle abhauen. Ehrlich.«

Edda lachte prustend und hielt sich eine Hand vor den Mund. »Du hast gut reden, Mann. Wo soll ich denn hin?«

»Nach London. Dort ist Action. Da ist was los, kann ich dir sagen.«

Sie überlegte einen Moment, und ihr Gesicht bekam einen nachdenklichen Zug. »Nicht schlecht, aber ich kenne niemanden in dieser Stadt. Ich lebe hier. In diesem Kaff bin ich aufgewachsen. Es ist zum Kotzen, glaub mir das.«

Er runzelte die Brauen. »Verdammt, das lässt sich ändern. London ist eine irre Stadt. Da lernst du blitzschnell Leute kennen, andere als hier. Die öden dich nicht an. Vor allen Dingen siehst du dort unbekannte Gesichter.«

»Das stimmt.« Edda stand auf, setzte sich sofort wieder hin, und zwar so, dass sie ihn anschauen konnte. »Sag mal, du interessierst dich wohl für mein Schicksal?«

»Jetzt schon.«

»Warum das?«

»Wir sind zwei einsame Tiere, die einfach nur irgendwohin gehen. Die ansonsten keinen Kontakt haben. Wir streifen durch die Gegend. Ich ebenfalls…«

Edda unterbrach ihn. »Jetzt leg mal ’ne Pause ein. Du sprichst wie einer, der ein Buch schreiben will. Ich bring’s mal auf den Punkt. Du bist nicht happy. Auch dein Leben ist beschissen. Du hast keine Lust, irgendwas zu tun. Dich kotzt alles an.«

»Richtig.«

»Und du machst mich hier an.«

»Auch richtig.«

Seine Direktheit überraschte Edda. Ihre Augen funkelten. »Ehrlich bist du.«

»Stimmt, und das ist eine meiner negativen Eigenschaften. Mit Ehrlichkeit kommst du nämlich nicht weit. Denk immer daran, dass die anderen dich versuchen zu bescheißen. Wenn es dir dann zu viel wird, kannst du entweder resignieren und dich verkriechen oder versuchen, deinen eigenen Weg zu gehen. Habe ich mich klar und deutlich genug ausgedrückt?«

»Nein, das hast du nicht.«

»Schade.«

Er hob die Dose an, trank wieder und ärgerte sich, weil das Bier zu warm geworden war. Er beobachtete die Fahlblonde, die sich ziemlich nervös und gleichzeitig nachdenklich gab. Die Unterhaltung hatte sie aus der Bahn gebracht. Sicherlich ging ihr einiges durch den Kopf. Er überlegte, ob er nachhaken oder ihr den Coolen vorspielen sollte. Die letzte Möglichkeit war besser.

Lässig warf er einen Blick auf seine Uhr, nickte dem Zifferblatt zu und erhob sich mit einer lässigen Bewegung.

»Tja, dann werde ich mal…« Er ließ die weiteren Worte unausgesprochen und bewegte schaukelnd die Bierdose.

»Du willst weg?«

»Ja.«

Sie fasste ihn an. Ihre Hand lag plötzlich auf seinem Oberschenkel. »Warum denn so plötzlich?«

»Hab ich dir das nicht erklärt? Das ist doch hier nichts für uns Individualisten.«

Eddas Augen wurden groß. »Scheiße, das hat noch keiner zu mir gesagt.«

Falco grinste. »Jetzt frage mich nur nicht, was das ist? Dann krieg ich ein Horn.«

»Keine Sorge, ich habe meine Schule durchgezogen. Willst du nach London?«

»Ja.«

»Bei dem Wetter?«
»Hier gehe ich ein.«
Edda nickte und lachte. »Das stimmt, hier gehst du ein.« Sie stand jetzt auf. Ihre Augen hatten sich verengt, das Gesicht hatte einen noch schärferen Zug angenommen, die Lippen waren sehr schmal geworden. An den Enden zuckten sie.
»Hast du was?«
»Also«, sie tippte ihm mit der Fingerspitze gegen die Brust, »du willst noch London?«
»Ja, das sagte ich schon.«
»Könntest du einen Beifahrer gebrauchen?«
Innerlich jubelte er, äußerlich blieb er gelassen und schaute Edda von oben bis unten an. »Kommt ein bisschen plötzlich, wie?«
»Überhaupt nicht. Wir haben davon gesprochen.«
»Aber nicht davon, dass ich dich mitnehme.«
»Nur bis London. Du setzt mich irgendwo ab, und ich werde mich durchschlagen. Hast du nicht selbst gesagt, dass man dort schnell Leute kennen lernt?«
»Klar doch.«
»Ich schaffe das.«
Er hob die Schultern. »Na ja, wenn du willst. Mein Wagen steht vor der Bude. Hier bin sich sowieso falsch. Außerdem muss ich unterwegs noch irgendwas essen. Der Abend ist jung, wir schaffen es locker, aber du musst bestimmt packen.«
»Nein.«
»Was? Du willst so…?«
»Ja, ich will so. Ich haue ab.«
»Was ist mit deinem Job, deiner Familie?«
Wütend und gleichzeitig verächtlich winkte Edda mit beiden Händen ab.
»Ich habe hier nichts zu verlieren, auf meinen Job spucke ich. Ich schlage mich als Spülerin in einer Großkantine durch. Immer in dieser beschissenen Luft stehen, immer von Dämpfen und dem Klappern von Geschirr umgeben, von keifenden Weibern, die auch keine Lust haben… ist das das Leben?«
»Nein.«
»Eben, und deshalb will ich mit.«
Er schaute sie an. In der dunklen Umgebung konnte Edda die Augen des Mannes nicht genau erkennen, sie kamen ihr aber ziemlich hell vor, als hätte sich eine andere Farbe über die Pupille gelegt. »Es ist deine Entscheidung, Edda.«
»Du hast nichts dagegen?«
»Nicht mehr.«
»Toll.« Sie rieb sich die Hände.

Falco war ziemlich groß und schaute auf sie nieder. Er merkte an ihrer leichten Nervosität, dass sie noch ein Problem hatte. »Ist was?«

»Ein bisschen. Ich habe dir die Frage vorhin gestellt und bekomme noch eine Antwort.«

»Was meinst du?«

»Ganz einfach. Ich will nur wissen, wer du bist? Das hast du mir bisher noch nicht gesagt.«

»Ist das so wichtig?«

»Für mich schon.«

Der Mund in seinem kantigen Gesicht zog sich in die Breite. »Ich will es dir sagen. Ich bin ein Engel, verstehst du? Ich bin einfach ein Engel.«

Edda starrte ihn an. Sie sah aus wie jemand, der nicht wusste, ob er lachen oder weinen sollte. »Du… du… bist was?«

»Ein Engel.«

Sie nickte. »Ich kenne Engel«, sagte sie so leise, dass er die Worte gerade noch verstehen konnte. »Das sind Engel ohne Flügel, die etwas verkaufen.«

»Was denn? Himmelbrot?«

»So ähnlich, aber in Staubform. Man sagt auch Engelsstaub dazu, verstehst du?«

»Stoff!«

»Richtig.«

Er schaute in ihr lachendes Gesicht und schüttelte den Kopf. »Nein, da liegst du auf der falschen Matte, Süße, damit habe ich nichts zu tun.«

Edda winkte ab. »Okay, du brauchst nichts zuzugeben, überhaupt nichts. Ist mir auch egal. Ich wollte dir nur beweisen, Ray, dass ich so dumm auch nicht bin. Engelsstaub kenne ich.«

»Hast du gefixt?«

»Nie.«

»Aber gekifft.«

»Das tun viele.«

»Mir ist es egal.«

»Und mir auch.«

Sie schauten sich an wie zwei Verschwörer, und beide lachten plötzlich.

»Also dann«, sagte Falco, »wir sollten nicht länger in dieser Mistbude hier hängen. Du hast alles, was du brauchst.«

»Das trage ich am Körper.«

»Dann verschwinden wir.«

Edda nickte. Als sie sich bei ihrer neuen Bekanntschaft einhenkte, drehte sie sich noch einmal um, als wollte sie einen letzten Abschiedsblick in den Raum werfen, denn hier zog sie nichts wieder

hin. Sie fand es einfach widerlich, sie ekelte sich davor, sie hasste alles, was sie hier sah, und sie hätte gern auf den Boden gespuckt.

Beide bewegten sich auf den Ausgang zu, und Edda ging an seiner rechten Seite. Er ließ sie bewusst so gehen, dass sie im Schatten einer Wand blieb, denn auf diese Art und Weise fielen sie am wenigsten auf. Zudem hatten die Tänzer andere Sorgen, als sich um die Umgebung zu kümmern, und die Gäste am Tresen schlürften ihr Bier und hatten keinen Blick dafür, wer kam oder ging.

Kurz hinter dem Eingang wurden sie sekundenlang in das gespenstisch bleiche Licht getaucht. Da sahen sie aus wie zwei Gespenster, die durch die Nacht schlichen.

Das Wetter hatte sich nicht verändert. Nach wie vor nieselte es, und die graue Dunkelheit war überall. Schon wenige Schritte später lag die Disco hinter ihnen, als wäre sie in einer anderen Welt verschwunden.

Edda drückte sich eng gegen ihren neuen Begleiter. Sie hatte den Kopf nach vorn geschoben, sich klein gemacht und schimpfte über den auf sie herabnieselnden Regen.

Falco bewegte seine Augen. Er schaute nicht nur nach vorn, sondern auch zur Seite, weil er immer wieder nach irgendwelchen potentiellen Zeugen Ausschau hielt. Zwar näherten sich andere Gäste der Disco, aber die zeigten für ihre Umgebung kein Interesse. Sie schauten stur geradeaus und beeilten sich, so rasch wie möglich das Ziel zu erreichen.

»Ist es noch weit bis zu deinem Wagen?«

»Nein, nein, ein paar Schritte noch.«

»Gut. Geduscht habe ich heute Morgen schon.« Sie lachte und wischte Wasser aus ihrem Gesicht.

Falco sah die Umrisse des Austin. Als sie ihn erreichten, schaute er sich das Fahrzeug noch einmal genau an. Niemand hatte sich an ihm zu schaffen gemacht. Er schloss die Tür auf und sah, wie Edda schauderte. »Was hast du?«

»Da brennt ja nicht mal das Innenlicht.«

»Es ist defekt.«

Sie hob die Schultern und stieg ein. Dabei hatte sie für einen schrecklich langen Moment das Gefühl, in einen Sarg zu kriechen. Sie schüttelte sich, sie kaute auf ihrer Unterlippe und fragte sich, ob sie es richtig gemacht hatte. Noch konnte sie zurück. Für einen Moment erstarrte die junge Frau.

Dann aber schossen ihr die Bilder aus der Kantine durch den Kopf. Tag für Tag erlebte sie diese Hölle. Das war kein Leben, das war wie in einem Knast. Nichts konnte schlimmer sein als dieser verfluchte Mist.

Edda stieg ein.

Der Mann wartete noch einen Moment. Auch deshalb, weil sie den

Triumph in seinen Augen nicht sehen sollte. Er blickte über das Wagendach hinweg und hatte plötzlich den Eindruck, sich zu verdoppeln. Sein Geist verließ den Körper, er wanderte in eine andere Richtung, und er sah inmitten der dunstigen Schleierwolken ein anderes Gesicht schimmern.

Auch das einer Frau.

Schwarzhaarig, apart und entschlossen.

Falco lächelte grausam. Der Engel würde kommen. Bald schon…

***

Ein Hotel wie das Hilton bietet viele Annehmlichkeiten für den Gast, der das natürlich bezahlen muss. Aber darauf kam es Kate Duvall nicht an, sie wollte die Annehmlichkeiten genießen, und dazu gehörte auch etwas Schlaf. Zuvor rief sie im Büro des Geisterjägers Sinclair an, erreichte ihn dort nicht, aber sein Kollege berichtete ihr, dass sie ihn eventuell in der Wohnung finden würde, und gab ihr die Nummer.

»Ich war beinahe schon aus der Wohnung«, hörte sie die Stimmte ihres Beschützers. »Da haben Sie Glück gehabt.«

»Ja, manchmal habe ich das. Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten, John.« Etwas nervös spielte sie mit der Schnur.

»Gern. Und welchen?«

»Können sie noch etwas warten? Ich bin müde und möchte mich nur hinlegen.«

»Gut. Wann soll ich kommen?«

»Gegen 19 Uhr. Wir treffen uns in der Halle, wenn es recht ist.«

»Mir immer.«

»Gut. Bis dann, John.«

Kate atmete auf, als sie das Gespräch hinter sich gebracht hatte. Sie hatte schon befürchtet, dass Sinclair abgelehnt oder sich zumindest über ihr Verhalten gewundert hätte. Das tat er sicherlich, allerdings hatte er seine Verwunderung nicht zum Ausdruck gebracht.

Kate hatte ein normales Doppelzimmer gemietet. Sie ging in die Dusche, stellte sich für einige Minuten unter die heißen Strahlen, trocknete sich ab und zog den hellen Bademantel über. An den Füßen steckten die Badelatschen, die bei jedem Schritt auf den Boden klatschten, als sie zum Bett zurückging und sich dort hinlegte.

Sie lag auf dem Rücken und schaute gegen die Decke, die sich wie ein angegrauter Himmel über ihr spannte. Eigentlich hatte Kate schlafen wollen, was ihr jedoch nicht gelang.

Zahlreiche Gedanken zuckten durch ihren Kopf. Sie wusste nicht, ob sie richtig gehandelt hatten, sie war einfach ihren Gefühlen nachgegangen, ohne irgendwelche Beweise zu haben. Allerdings ahnte sie, dass die schrecklichen Taten des Killers in einem Zusammenhang mit ihrer Person standen.

Dafür hatte sie zwar keinen Beweis, aber Kate hatte genug erlebt, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen.

Der Killer und sie!

Fast war er so, als würde sie ihn kennen und als wollte er sie an der Nase herumführen. Es hatte sich in den letzten Wochen gesteigert. War es zuvor noch eine schwammige Warnung gewesen, so war die Intensität immer stärker geworden. Sie wollte nicht sagen, dass der Killer in ihrer Nähe lauerte, aber der Eindruck, dass er sich ihr immer mehr näherte, war einfach da und hatte sich sogar verstärkt. Kate ging so weit zu behaupten, dass es zwischen ihr und dieser mordenden Bestie einen Zusammenhang gab, den sie nur leider nicht kannte.

Es war verrückt, es entbehrte jeglichen Beweises, aber dieses Gefühl verstärkte sich.

Noch hatte sie nicht in allen Einzelheiten mit John Sinclair darüber gesprochen. Sie hatte ihn erst etwas kennen lernen wollen. Wäre er ein cooler Macho gewesen, so hätte sie sich sofort zurückgezogen, aber dieser Mann war ihr aufgeschlossen entgegengetreten und hatte sich auch nicht daran gestört, eine Frau vor sich zu haben wie manch anderer ihrer Kollegen.

Wenn die Probleme gelöst werden konnten, dann durch Sinclair.

Dieser Gedanke beruhigte sie, und was sie nicht für möglich gehalten hatte, trat ein. Wie von selbst fielen ihr die Augen zu, und das Bett, auf dem sie lag, schien allmählich zu verschwinden oder in eine andere Dimension zu reisen.

Sie war eingeschlafen.

Tief und fest. Dies innerhalb weniger Sekunden, und der Schlaf hätte eigentlich tief und fest sein müssen, wenn da nicht die gefährlichen Träume gewesen wären, die sich zuerst zusammenballten und dann ihr Inneres überfluteten.

Aus einer unauslotbaren Tiefe stiegen Bilder hervor, die nur sie zu deuten gewusst hätte, vorausgesetzt, sie wäre wach gewesen. Aber im Traum schwammen die Bilder weg, als würden sie von kleinen, schnellen Schiffen auf einem Fluss transportiert. Niemals nahmen sie eine richtige Gestalt an, aber sie wurden für sie zu einer Bedrohung, die sich als dunkles Dach über ihrem Unterbewusstsein zusammenballte.

Kate Duvall litt im Schlaf.

Sie lag längst nicht mehr so ruhig da. Zwar noch immer in der Rückenlage, aber der Atem verließ als Keuchen ihren Mund. Manchmal zuckte ein Bein, dann bewegte sie unruhig die Hand, ballte die eine oder andere zur Faust, streckte die Finger wieder aus, und den Mund verließ ein leises Stöhnen.

Allmählich bildete sich Schweiß auf ihrer Stirn. Die Träume ließen sich nicht wegwischen. Sie nahmen sogar an Intensität zu, und sie

hatte das Gefühl, inmitten eines Kreisels zu stehen, in dem sich das Grauen ballte.

Schattenhaft huschten farbige Lichter durch ihre Träume. Sie rissen die Dunkelheit auf, machten aus ihr Fetzen, und in diesen Momenten sah Kate jedes Mal ein schrecklich leeres und dunkles Gebiet unter einem regenfeuchten Himmel.

Hier konzentrierte sich das Böse. Sie merkte es sehr deutlich, wie es auch über sie kam, als wollte es wie eine glühende Lanze in ihre Seele fahren.

Aber sie war nicht in der Lage, mehr zu sehen. Die Dunkelheit hielt zu stark das eigentliche Bild zurück. Es zeichnete sich nicht einmal als Schatten ab, aber es konzentrierte sich auf einen bestimmten Gegenstand in der Finsternis.

Kate konnte nicht erkennen, was es war. Ein Punkt, eine Oase, eine Frau…

Sie erschrak im Traum.

Für einen Moment hatte sie ein Gesicht gesehen. Nicht einmal für die Dauer einer Sekunde, aber die Zeit hatte ausgereicht, um erkennen zu können, dass dieses Gesicht noch relativ jung war und von fahlblondem Haar umschlossen wurde.

Die Angst bohrte sich wie ein Nagel in ihren Magen. Keine Angst, die sie unmittelbar betraf, dafür aber hatte sie Angst um dieses Mädchen, um die Fremde, die sich, ohne es zu wissen, in große Gefahr begab.

Im Schlaf zogen sich ihre Muskeln am Hals zusammen. Hinter der Stirn pochte es plötzlich, auch ihr Herz schlug schneller als gewöhnlich. Der Schweißausbruch war noch intensiver als vor wenigen Minuten, und es war mit der Ruhe vorbei.

Das Gesicht der Fremden.

Daneben war er – der Killer!

Kate Duvall stöhnte im Schlaf auf. Dieses Bild war schlimm, vor allen Dingen deshalb, weil sie den Unheimlichen nicht sehen konnte. Er blieb im Schatten, es war allein das Opfer, das sie deutlich sehen konnte und das nicht ahnte, in welch eine tödliche Gefahr es sich freiwillig begeben hatte.

Warnen. Man musste das Mädchen warnen. Aber wie?

Die Schlafende wusste es nicht. Sie hatte nur eine schreckliche Angst um die Frau, und sie stellte fest, dass sie mit einer derartigen Intensität das Grauen noch nie erlebt hatte.

Da war etwas, mit dem sie nicht zurechtkam. Zugleich wurde ihr bewusst, dass sich das Böse immer mehr näherte. Es konnte nicht lange dauern, bis es auch bei ihr war.

Die Bilder verschwanden. Die Schatten kehrten zurück, ohne Gestalt anzunehmen, denn sie waren einfach zu dicht und zu dunkel.

Dann war es vorbei.

Keine Schatten, kein Traum mehr. Ein heftiges Flattern ihrer Augenlider, ein langer seufzender Atemzug, dann öffnete sie die Augen und war wieder wach.

Minutenlang blieb sie auf dem Rücken liegen. Die Dunkelheit war verschwunden, die normale Welt hatte sie wieder, was ihr noch nicht so richtig bewusst wurde, denn zu stark wallte der Traum in ihr nach. Die Erinnerung daran durchflutete Kate, sie konnte an nichts anderes mehr denken.

Es würde überhaupt schwer sein, sie aus dem Gedächtnis zu verbannen, und sie merkte, dass ihr sogar im Liegen die Knie zitterten.

Kate richtete sich auf. Selbst das Sitzen fiel ihr schwer. Sie schüttelte den Kopf, ein leichter Schwindel überkam sie, aber das Bett flog nicht weg, es blieb stehen.

Sie drehte den Kopf nach rechts. Dort zeichnete sich der Umriss des Fensters ab. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, nur die neutrale weiße Gardine hing vor der Scheibe.

Etwas verwirrt schaute sich die FBI-Agentin im Zimmer um. Es hatte sich nichts verändert, das Böse war ihr nur im Traum erschienen, ohne Gestalt anzunehmen und sie körperlich zu bedrohen. Aber es war noch immer da, es hatte sich nur zurückgezogen, und es würde näher und immer näher an sie herankommen.

Die Erinnerung schwemmte hervor und damit auch das Gesicht der blonden jungen Frau, das sie gesehen hatte. Es war ihr fremd gewesen, und sie hatte keine Furcht in diesem Gesicht gesehen, was darauf hindeutete, dass die junge Frau ahnungslos war.

Aber Kate Duvall unterschätzte die Warnung auf keinen Fall und hatte auch das Gefühl, genau das Richtige getan zu haben, indem sie nach London gereist war.

Der Unbekannte näherte sich ihr. Er schien zu wissen, wo sie sich aufhielt, er würde kommen – und dann?

Sie saß aufrecht im Bett und schüttelte den Kopf. Dabei ballte sie ihre Hände zu Fäusten. »Nein!« keuchte Kate. »Nein, nicht mit mir. Ich werde mich dagegen wehren. Ich will das Messer nicht spüren, ich will nicht abgeschlachtet werden…«

Sie schwieg, ihre Gedanken aber drehten sich auch weiterhin um den Fall, und sie hatte plötzlich den Eindruck, am Ende dieser Kette der Verbrechen zu stehen. Dass alles nur darauf hinlief, sie umzubringen. Erst dann war der unheimliche Killer zufrieden.

Er war ein Phantom. Niemand wusste, wie er aussah. Trotz intensiver Ermittlungen der Polizei war es den Kollegen nicht gelungen, eine Spur zu finden.

Kate verspürte großen Durst, dem sie so schnell wie möglich abhelfen wollte.

Sie war wohl zu rasch aufgestanden. Als sie mit beiden Füßen den

Boden berührte, da schwamm er unter ihr weg, und sie schimpfte über sich selbst.

Auf unsicheren Beinen bewegte sie sich auf die Minibar zu. Sie öffnete den Kühlschrank, fand ihn gut gefüllt und entschied sich für ein Bitter Lemmon.

Es war nicht kalt im Zimmer, dennoch fror sie. Wahrscheinlich deshalb, weil sie nur den Bademantel trug. Kate schnürte ihn enger. Sie trank aus der Flasche, als sie zum Fenster ging, davor stehen blieb und der Dämmerung zuschaute, die sich allmählich über den Hyde Park senkte, an dessen Rand das große Hotel stand. London im Herbst, London in Trauer. Es passte irgendwie alles zusammen, selbst ihre Gefühle glichen sich dieser Zeit an.

Aus den tiefliegenden Wolken rieselte der feine Sprühregen. Nichts war mehr klar zu sehen, die Umgebung erinnerte Kate an eine Waschküche.

Ein Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie daran dachte, dass sich in London vom Wetter her kaum etwas verändert hatte. Noch immer brachte der Herbst den Nebel, noch immer war es die Zeit, die das Böse versteckte.

Aber so wie früher war es nicht mehr. Das alte Soho des Jack the Ripper gab es auch nicht mehr. Man hatte viel renoviert, nicht immer zum Nutzen und im positiven Sinne, doch etwas von dem herbstlichen Scharm der Millionenstadt war geblieben. Zumindest empfand Kate Duvall dies so, und sie fühlte sich davon nicht negativ beeinflusst, waren dieser Nebel und auch diese Stadt für sie doch ein Stück Heimat.

Die Flasche trank sie nicht ganz leer. Sie drehte sich um, stellte sie weg und schaltete das Radio ein, weil ihr die Stille nicht gefiel. Draußen sickerte die Dämmerung weiter ein. Kate dachte auch an ihre Verabredung mit dem Geisterjäger.

Bis zum vereinbarten Zeitpunkt musste sie noch eine halbe Stunde warten. Sicherlich musste John erst einchecken, dann würde er in die Halle gehen und dort in einem der Sessel auf sie warten.

Sie lächelte endlich wieder. Sinclair war ein patenter Kerl. Sie fühlte sich bei ihm geborgen, was sie sehr wunderte. Bei einem anderen Kollegen hatte sie bisher nicht das Gefühl gehabt. Die waren oft zu hart und oberflächlich. Bis auf Abe Douglas. Er hatte sich ihre Probleme sehr genau angehört und sofort die richtigen Schlüsse gezogen.

Kate zog sich an.

Sie entschied sich für die rehbraune Hose, einen gelben Pulli und eine ebenfalls rehbraune Jacke, die leicht tailliert war. Auf Schmuck verzichtete sie fast völlig, nur die schlichte Perlenkette, ein Erbstück ihrer Großmutter, legte sie um.

Auch das Make-up trug sie nicht zu dick auf. Wie jede Frau stand sie vor dem Spiegel im Bad, machte sich leicht zurecht, aber nicht jede Frau spürte dabei in sich die frostige Furcht.

Es stieg wieder hoch.

Kate konnte nicht sagen, weshalb sie dieses Gefühl überschwemmte. Es war einfach da, es ließ sich auch nicht wegdiskutieren, und sie merkte, dass die Nervosität sogar die Hände leicht zittern ließ. Sie konnte es sich nicht erklären, niemand war in ihrer Nähe, der sie bedrohte, trotzdem hatte sie dieses Gefühl.

Was schwebte da über ihr?

Kate wusste es nicht. Sie schaute sich um, das Bad war leer, aber die unsichtbare Drohung flößte ihr trotzdem eine gewisse Furcht ein. Deshalb beeilte sie sich, verließ den Raum und langte unter ihr Kopfkissen.

Da lag ihr Revolver.

Es war ein 38er Smith & Wesson. Es war ein beruhigendes Gefühl, das kalte Metall zu spüren. Eine relative Sicherheit überkam sie, auch wenn die bedrückende Furcht nicht ganz verschwand.

Sie warf einen letzten Blick durch das Zimmer. Nichts hatte sich verändert. Dennoch verließ sie es mit eiligen Schritten und fuhr mit dem Lift in die Halle hinab.

Das unbestimmte Gefühl blieb in ihr. Zwar konnte sie nicht in die Zukunft schauen, doch sie ging davon aus, dass ihr noch eine sehr harte Nacht bevorstand…

***

Edda wusste nicht, ob sie ihren Entschluss bereuen sollte, mit diesem Mann gefahren zu sein oder nicht. Sie hatte damit gerechnet, dass er sie anmachen würde, und sie hätte sich auch nicht gewehrt, denn der Mann gefiel ihr, obwohl er etwas Hartes ausströmte, das Frauen auch Angst einjagen konnte. Sicherlich war er beim Sex wild und hemmungslos, aber nichts tat sich. Er fasste und sprach sie nicht an, als sie durch die Dunkelheit in Richtung London rollten. Nur die Beleuchtung der Armaturen legte einen Schleier auf sein Gesicht, ohne die Züge jedoch aufzuweichen. Im Profil wirkte das Gesicht wie von einer Künstlerhand geschnitzt.

Das war alles ungewöhnlich auf der einen Seite, auf der anderen aber auch beruhigend. Sein Verhalten nahm ihr die innere Spannung, und in der warmen Heizungsluft fühlte sie sich irgendwann so wohl, dass ihr von selbst die Augen zufielen.

Edda wusste nicht, wie lange sie geschlafen hatte, jedenfalls weckte sie sein leises Lachen und auch die Musik aus dem Radio. Etwas verwirrt schlug sie die Augen auf und fragte: »Sind wir schon da?«

»Nein, wo denkst du hin?«

Sie rieb sich die Augen, schaute aus dem Fenster, ohne etwas erkennen zu können. Edda stellte fest, dass sie sich auf dem Motorway befanden, aber wegen des Wetters langsam fahren mussten. Die Straße war nass, und da kam es leicht zu Aquaplaning.

»Wie lange müssen wir denn noch fahren?« Ihre Worte endeten in einem Gähnen.

»Es wird leider dauern. Das Wetter lässt es nicht zu, dass ich schneller fahre. Aber mein Hunger ist geblieben.«

»Hunger? Wieso?«

»Hatte ich dir nicht erzählt, dass ich noch etwas essen muss?«

Sie strich ihre Haare zurück und sagte dabei: »Ja, jetzt erinnere ich mich. Das hast du tatsächlich.«

»Eben. Deshalb werden wir anhalten und etwas essen.«

»Wo denn?«

»Ich kenn mich aus. Es gibt hier in der Nähe ein Lokal, das nicht weit von der Bahn entfernt liegt.«

»Eine Raststätte?«

»Fast.«

Edda hob die Schultern. »Dein Vorschlag ist nicht schlecht. Eine Pause würde auch mit gut tun.«

»Du hast doch geschlafen.«

Sie winkte ab. »Nicht besonders. Es war nicht mehr als ein Dahindämmern.«

An der Seite erschien ein Schild. In der Dunkelheit war die Schrift für Edda nur sehr schwer zu lesen, aber sie sah, dass Ray den Blinker setzte, um in die Ausfahrt hineinzurollen.

»Was isst du denn gern?« fragte er.

»Ich bin bescheiden. Ein Sandwich reicht mir.«

»Du kannst ruhig zuschlagen, wenn du Hunger hast.«

»Mal sehen.«

Sie hatten den Motorway verlassen und fuhren über eine schmalere Straße. Sie bildete einen grauen Strich, der tief in das Gelände wies. Rechts und links glitt die Landschaft vorbei. Viel zu sehen war nicht. Regen, Nässe und tiefe Wolken verschluckten alles, aber das Reklamelicht an der linken Seite konnten sie nicht verdecken.

Mit beiden Händen winkte Edda ab.

»Was hast du?«

»Das Ding steht so einsam wie die Disco.«

»Stimmt, aber es ist gemütlich.«

»Und wie ist das Essen?«

»Du wirst zufrieden sein.«

»Ich lasse mich überraschen.«

Es hatten nicht viele Autofahrer die Idee gehabt, hier zu stoppen, denn der kleine Parkplatz vor dem Lokal war so gut wie leer. Nur drei

Wagen standen hier, einer war ein Transporter, an dem noch ein Anhänger hing.

Wieder drehte Falco sein Fahrzeug, damit es mit der Schnauze nur Straße hin zeigte.

Edda amüsierte sich darüber. »Weißt du, wie mir das vorkommt?« fragte sie.

»Nein.«

»Wie einer, der sehr vorsichtig ist und plötzlich wegfahren muss. So und nicht anders.«

»Dem ist aber nicht so.«

Sie grinste und schwieg. Überzeugt hatte er sie nicht. Nach wie vor glaubte sie, in der Begleitung eines Dealers zu sein, aber sie sprach das Thema nicht wieder an. Es ging sie außerdem nichts an.

Sehr schnell stieg sie aus, weil sie nicht noch nass werden wollte auf dem Weg zum Eingang. Einige Tropfen fielen von den Bäumen und klatschten auf ihre Jacke.

Es war ein alter Bau. Die Farbe der Fassade war nicht zu erkennen, und Edda schaute auch nicht hoch. So wusste sie nicht mal, welchen Namen das Lokal hatte.

Das Innere war das Gegenteil des Äußeren. Gemütlich durch das Licht der Wandleuchten. Fotos an den Wänden, dunkle Möbel, aber eine helle Decke, die wegen ihrer geringen Höhe auch nicht dunkel sein durfte, sonst hätte der Laden gewirkt wie eine Höhle.

An zwei Tischen saßen jeweils zwei Gäste. Pärchen, die kaum aufschauten, als die Neuen das Lokal betraten. Der Wirt saß auf einem Hocker und schaute auf die Glotze, wo ein Action-Film lief.

»Wo sollen wir uns setzen?«

Falco hatte schon einen Tisch ausgesucht. Edda registrierte, dass er im Schatten stand und nicht zu weit von der Tür entfernt. Sie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, als der Wirt heranschaukelte. Sein Körper bestand fast nur aus Masse, und das graue Hemd war sicherlich eine Sonderanfertigung.

»Was soll's denn sein?«

»Für mich Bier«, sagte Falco.

»Ich kriege auch eins.«

»Und die Karte.«

Der Wirt hob die Schultern. »Wir haben nur Kleinigkeiten. Sandwiches.«

»Genau das wollten wir.«

Sie bekamen zwei Karten und studierten sie. Falco nahm einen Sandwich mit kaltem Braten, Edda entschied sich für Käse. Sie riefen dem Wirt die Bestellung zu, der das Bier brachte und dann in der Küche verschwand.

Falco lächelte, als er sich umschaute. »Ist doch gemütlich hier –

oder?«
»Ja, nicht schlecht. Du warst schon öfter hier, denke ich.«
Er hob den Glaskrug an. »Ein paar Mal.« Dann prostete er seiner Begleiterin zu, die ebenfalls einen tiefen Schluck nahm, die Beine ausstreckte und daran dachte, welchen Verlauf dieser Abend für sie genommen hatte. Vor einigen Stunden hätte sie jeden ausgelacht, wenn er ihr das erzählt hätte.
Als sie den Krug auf den Tisch zurückstellte, legte sie die Stirn in Falten.
»Wann werden wir denn in London sein? Noch vor Mitternacht oder später?«
Falco hob die Schultern. »Das kommt ganz darauf an, wie lange wir uns hier aufhalten.«
Edda schaute einer Motte nach, die eine Lampe umflatterte. »Ich kann schnell essen, wenn es sein muss.«
»Du lässt dir schön Zeit. Wir packen die Strecke schon.«
Edda grinste. »Du bist der Boss«, sagte sie. »Ich habe mich dir nur angeschlossen.«
»Besser als in der Disco zu hocken oder in der Kantine zu spülen. So ein Leben ist doch Mist, verdammt!«
»Man kann es sich nicht aussuchen.«
»Sicher. Aber man kann etwas daraus machen. Und du hast den ersten Schritt getan.«
Edda schaute in das Gesicht des Mannes, in dem sich noch immer nichts regte. Es war wie eine Maske, und es strahlte eine Kälte ab, die sie schaudern ließ.
Sie wusste nicht, ob sie sich vor dieser Person fürchtete oder von ihr fasziniert war. Um ihn herum schwebte unsichtbar eine Aura der Gefahr, die auch sie erfasste, sodass die Gänsehaut nicht mehr von ihr ließ. Eine Gänsehaut, die auch eine Folge des bedrückenden Unbehagens war, und sie war gespannt und fürchtete sich gleichzeitig davor, mit welchen Überraschungen dieser Ray noch kommen würde. Dabei kannte sie nicht mal seinen vollen Namen, er ihren aber auch nicht. Edda beließ es bei diesem Status.
Zudem schaukelte der Dicke wieder heran. Auf seinen Handflächen balancierte er zwei Teller. Sie Sandwiches sahen aus wie kleine Türme.
»Bitte schön. Ich hoffe, es schmeckt Ihnen. Meine Schwester hat sich Mühe gegeben.«
»Toll sieht das aus«, sagte Edda.
»Danke.«
Sie spürte nun, dass auch sie großen Hunger hatte. Und wenig später stellte sie fest, dass ihr ein Sandwich noch nie so gut geschmeckt hatte wie dieses. Auch ihr Begleiter aß, und sie beobachtete ihn über den

Tisch hinweg. Er war ein Mann mit unwahrscheinlich kalten Augen. Immer dann, wenn er sich nach vorn beugte und in den Lichtschein der Lampe geriet, konnte sie dies sehen, denn auch das Licht brachte keine Wärme in die dunklen Augen. Die Haut auf dem Gesicht wirkte so unnatürlich glatt, als hätte er eine künstliche über die normale gezogen. Ob dieser Mann überhaupt etwas empfand? Sie wusste es nicht, aber sie nahm es auch nicht krumm. Wenn sie im Bett landen würden, was sicherlich der Fall war, dann kam es einzig und allein auf den Sex an.

Er aß wie ein Automat. Er nahm einfach die Nahrung zu sich, ohne eine positive oder negative Regung zu zeigen. Zwischendurch trank er Bier und beobachtete Edda auch hin und wieder aus schmalen Augen. Dann lief ihr stets ein Schauer über den Rücken. Sie fühlte sich traktiert und gleichzeitig bloßgestellt.

Er aß schnell, war vor ihr fertig und wischte seine Lippen mit der Serviette ab. Dabei betrachtete Edda seine Hände. Die Finger waren lang und kräftig. Derartige Finger konnten zupacken, und auch sie waren von dieser sehr glatten und haarlosen Haut bewachsen.

Edda hatte mal den Film »Terminator« mit Arnold Schwarzenegger gesehen. Da hatte Arnie einen Roboter gespielt, der von einem Menschen nicht zu unterscheiden war. Er war eine Maschine aus der Zukunft, aber äußerlich fiel das niemandem auf.

War dieser Mann, der ihr gegenübersaß, ein solcher Roboter? Sie konnte es sich kaum vorstellen, aber tief in ihr blieb das Misstrauen bestehen.

Er reagierte zwar menschlich, aß und trank auch. Nur kam es ihr bei intensiverem Nachdenken irgendwie aufgesetzt vor, als würde er nur schauspielern.

Sehr langsam aß sie ihr Sandwich auf, den Rest spülte sie mit Bier hinunter, tupfte sich den Mund ab, lächelte und nickte ihrem Begleiter zu. »Das war gut.«

»Ich wusste es.«

»Und nun?«

»Bist du satt?«

»Ja.«

»Dann könnten wir fahren.«

Edda senkte den Kopf. Sie malte mit der Zeigefingerspitze auf der Tischplatte. »Im Prinzip habe ich nichts dagegen, aber ich hätte schon gern gewusst, wie du dir das alles vorgestellt hast. Wohin sollen wir fahren? Durch bis London?«

»Das hatte ich vor.«

»Da setzt du mich dann ab?«

Sein Lächeln war mehr ein Grinsen. »Nicht unbedingt, es kommt auf dich an.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ich habe in London eine kleine Wohnung. Aber nicht so klein, als dass dort nicht noch eine zweite Person übernachten könnte.«

Edda ließ den Vorschlag auf sich wirken. Warum juble ich nicht? Warum bin ich ihm nicht dankbar für diesen Vorschlag? Warum falle ich ihm nicht um den Hals?

Stattdessen hob sie die Schultern und gab ihm eine ganz andere Antwort.

»Okay, aber du erlaubst, dass ich darüber noch ein wenig nachdenke?«

»Gern.«

»Gut, ich gebe dir unterwegs Bescheid. Es ist einfach zu viel Neues auf mich eingestürmt.« Sie erhob sich. »Du entschuldigst mich?« fragte sie und schlug den Weg zu den Toiletten ein. Über ihre letzten Antworten hatte sie sich selbst geärgert, denn die mussten auf den Mann gewirkt haben wie die eines Spießers.

Er schaute ihr nach. Edda sah es nicht, sie spürte jedoch den Blick auf ihrem Rücken brennen.

Kaum war sie verschwunden, als Bewegung in den Mann kam. Er selbst ging zur Theke und zahlte dort. Der Wirt nahm das Geld an sich, schaute nur kurz hin und kümmerte sich dann wieder um das TV-Programm. Die anderen Gäste hockten noch immer zusammen und unterhielten sich mit leisen Stimmen. Dass sie vor leeren Bierkrügen saßen, störte sie nicht.

Als Edda von der Toilette zurückkehrte, ein wenig zurechtgemacht, da stand Falco bereits im Schatten der Tür. Er winkte ihr zu, sie kam schnell, und er sagte, bevor sie eine Frage stellen konnte: »Es ist schon alles erledigt.«

»Du hast gezahlt?«

»Sicher.«

»Danke.«

»Wofür?« Er hielt ihr die Tür auf. Seine Hand verschwand sehr schnell wieder von der Klinke, aber sie glaubte trotzdem, eine Veränderung wahrgenommen zu haben. War die Hand dunkler geworden? Oder hatte er sich Handschuhe übergestreift?

Edda trat hinaus in die Kälte. Der Regen nässte ihr Gesicht. Sie zog die Jacke hoch und legte sie über den Kopf. Ihre Füße platschten durch die Pfützen, und hinter ihr hörte sie die Schritte des Mannes. Am Wagen hatte er sie erreicht, schloss auf und setzte sich als Erster hinein. Auch sie kroch in das dunkle Innere, wo es kalt geworden war und sie diese Kälte wie ein Frosthauch umgab: Das war seltsam. Diese Kälte kam ihr vor, als wäre sie nicht normal, sondern aus einer anderen Welt.

Er startete den Wagen. Edda schaute auf seine Hände. Tatsächlich

waren sie von dunklen Handschuhen bedeckt.

Es gelang ihr, zu lachen, bevor sie fragte: »Sag mal, warum hast du dir denn Handschuhe übergestreift?«

»Habe ich das?« Die Scheinwerfer stachen ihre bleiche Helligkeit in das graue Dunkel.

»Ja, ich bin doch nicht blind!«

»Das werde ich dir später erklären«, sagte er.

Edda gab keine Antwort. Plötzlich aber lag ihr das Essen wie ein Stein im Magen. Sie hatte Angst, echte Angst…

***

Ich hatte bereits eingecheckt, war wieder zurück in die Halle gegangen und wartete dort auf Kate Duvall.

Sie war offenbar eine mehr als pünktliche Frau, denn kurz vor dem vereinbarten Treffpunkt erschien sie, schaute sich um und nickte mir zu, als ich mich aus dem Sessel erhob.

Begleitet von den Klängen des Klavierspielers kam sie auf mich zu und reichte mir die Hand. »Alles klar, John?«

»Ja, ich habe schon eingecheckt.«

»Das Zimmer neben meinem?«

»Richtig.«

»Komisch, ich habe nichts gehört.«

»Ich verhalte mich auch meistens ruhig.« Noch saßen wir nicht. Ich hob die Schultern und legte die Hände zusammen. »Was machen wir? Eine Kleinigkeit essen?«

»Haben Sie denn Hunger?«

»Da richte ich mich ganz nach Ihnen.«

»Ich brauche noch nichts. Allerdings könnte ich einen Drink vertragen.«

»Das ist ein Wort.«

Wir steuerten die Bar an, aus der uns ebenfalls weiche Musik entgegenklang. Der Raum war leicht abgedunkelt, eher leer, und der Keeper war dabei, Orangen und Kiwis zu schneiden, die als Dekoration für Longdrinks benutzt wurden.

An der Bar nahmen wir Platz. »Die Karte brauche ich nicht«, sagte Kate, als ich sie ihr reichen wollte. »Ich habe Durst auf einen doppelten Wodka.«

Das hatte der dunkelhäutige Keeper gehört. Er fragte mich. »Und Sie, Sir?«

»Ich nehme einen doppelten Scotch.«

»Sehr wohl.«

Der Keeper stellte eine mit Gebäck gefüllte Knabberschale vor uns hin, dann besorgte er uns die Drinks, und ich wunderte mich über die Schweigsamkeit meiner Begleiterin. Etwas schien ihr nicht zu gefallen.

Nach dem ersten Schluck fragte ich sie direkt. »Kate, was ist mit Ihnen? Sie sind so schweigsam und scheinen Probleme zu haben.«

»Stimmt.«

Ich war etwas erstaunt über die schnelle und offene Antwort. »Wollen Sie darüber sprechen?«

Sie lehnte sich zurück und streckte die Arme mit den zusammengelegten Händen aus. »Ja, das würde ich gern. Ich habe, bevor ich herkam, etwas geschlafen, nur ist dieser Schlaf zu keiner Erholung geworden. Es war eher ein Horrortrip.«

»Wie das?«

»Ein Traum, John! Er war so verdammt plastisch und schlimm, und ich weiß jetzt, dass etwas Schreckliches auf mich zukommen wird. Und dass mir dieses Schreckliche noch in der folgenden Nacht begegnen kann.«

»Das Schreckliche«, wiederhole ich sinnierend. »Können Sie da nicht deutlicher werden?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich es nicht gesehen habe und es auch deshalb nicht erklären kann. Ich konnte es nur fühlen. Es war da, es stieg aus dem Dunkel hervor und beeinflusste meine Träume. Es war der Schatten der Bestie, die Ausdünstung des Killers, der unterwegs ist und in dessen Nähe sich bereits das Opfer befindet.«

»Eine Person, die umgebracht werden soll?«

»Ja.«

»Was haben Sie denn geträumt?«

»Ich sah das Gesicht der Frau, und ich sah auch ihre blonden Haare.« Kate starrte mich erschreckt an. Ihre Augen bewegten sich dabei nicht, sie blieben starr, doch in ihnen entdeckte ich die furchtbare Angst, die Kate Duvall umklammert hielt.

»Können Sie mir das vielleicht der Reihe nach erzählen?« erkundigte ich mich.

»Das kann ich. Träume sind wie Schäume. In diesem Fall aber ist es anders, dieser Traum steckt noch in mir, denn er war so verdammt plastisch. Ich habe nichts vergessen, denn er hat sich in meine Seele gebrannt.«

In den folgenden Minuten bekam ich zu hören, was Kate während des kurzen Schlafs widerfahren war. Dabei fing sie stark an zu schwitzen und regte sich auf. Und zum Schluss erzählte sie, dass sie einen derartigen Traum noch nie so intensiv erlebt hatte. »Wissen Sie, John, er ist näher gekommen, immer näher.« Sie schob ihre Finger über den Handlauf auf mich zu, aber sie berührte mich nicht. »Es war wie eine Vorwarnung dessen, was noch eintreten kann.«

Ich nickte und fragte nach. »Sie rechnen damit, dass es in der

folgenden Nacht passieren wird.«
»Das denke ich.«
»Und weiter? Können sie etwas dagegen unternehmen? Was passiert denn, zum Teufel?«
»Teufel, sagen Sie?« Ich hörte ihr Lachen. »Teufel ist wohl gut, denke ich. Er lauert im Hintergrund, er ist doch derjenige, der das Böse steuert.« Sie lachte erneut freudlos auf. »Aber was erzähle ich Ihnen das alles? Sie wissen es sicherlich besser.«
»Manchmal weiß ich gar nichts. Erzählen Sie mir, was Sie von der Sache denken!«
»Ich kann nicht mehr denken. Später, als ich am Fenster stand, da überkam mich der Eindruck, dass all die Toten, die der Killer hinterlassen hat und deren Tod ich gespürt habe, nur einen Zweck haben.«
»Nämlich?«
»Mich!«
Ich räusperte mich, nahm einen Schluck Whisky und ließ ihn langsam durch die Kehle rinnen. »Ist das nur ein Gefühl, oder haben Sie dafür einen konkreten Beweis?«
»Habe ich nicht. Ich verlasse mich voll auf meine Gefühle oder meinem Instinkt.«
»Das kann oft sehr richtig sein.«
»Das sagen Sie, John. Aber wir sind Polizisten. Wir brauchen Beweise und keine Gefühle. Ich habe einmal versucht, mit meinem Vorgesetzten über die Dinge zu sprechen, doch er hat mich nur ausgelacht, den Kopf geschüttelt und gemeint, dass ich *facts* bringen soll.«
»Da dachte Abe Douglas offenbar anders.«
»Sicher, und deshalb fasste ich Vertrauen zu ihm, und er brachte mich auf Sie, John.« Kate leerte ihr Glas. »Und ich bin froh, dass es so gekommen ist. Ich brauche Sie als Schutz.«
Mit meiner Antwort ließ ich mir etwas Zeit, dann aber sagte ich: »Das würde bedeuten, dass Sie sich bedroht fühlen – richtig?«
»Stimmt.«
»Allgemein oder…?«
Sie winkte ab. »Ich will es Ihnen erklären, John. Ich habe den Eindruck, als hingen die Morde nur mit mir zusammen. Und ich glaube fest daran, dass der Killer immer dichter an mich heranrückt. Schritt für Schritt kommt er näher, und jeder Schritt ist eine Blutspur. Ich glaube schon, dass sich die Falle immer mehr verengt. Bevor sie ganz zuschnappt, müssen Sie etwas tun, John.« Hoffnungsfroh blickte sie in mein Gesicht. »Oder ist das zu viel verlangt?«
»Nein, deshalb bin ich hier.«
Sie lächelte, und er sah sehr erleichtert aus. »Das habe ich gewusst,

John. Ich möchte Sie um noch etwas bitten, und ich hoffe, dass Sie es nicht falsch verstehen.«

»Okay, tun Sie sich keinen Zwang an.«

Kate Duvall spielte mit dem leeren Glas zwischen ihren Fingern. »Sie haben zwar das Zimmer nebenan gemietet, ich möchte aber trotzdem, dass Sie bei mir bleiben und mich im Blick halten.« Sie schaute in den Raum hinein. »Es ist wirklich so, dass sich der Killer immer mehr nähert. Ob er sich schon in meiner unmittelbaren Umgebung aufhält, kann ich nicht sagen, aber was mit mir in meinen Träumen geschieht, ist mir unerklärlich. Damit komme ich einfach nicht zurecht.«

»Das verstehe ich.«

»Sind Sie einverstanden?«

»Natürlich.«

Die Kollegin aus den Staaten zeigte sich erleichtert. Sie lächelte mich auch wieder an. »Wissen Sie, dieses Gefühl der Hilflosigkeit ist einfach schrecklich. Man möchte dagegen ankämpfen, aber die andere, die dunkle Seite ist einfach zu stark.«

»Ja, das glaube ich Ihnen, Kate. Ich kenne das, es ist nicht das erste Mal, dass ich einen derartigen Fall erlebe, auch wenn sie im Einzelnen immer voneinander abweichen.«

»Sie wissen jetzt praktisch alles, was auch ich weiß. Können Sie denn eine Erklärung geben? Können Sie sagen, wie es kommt, dass jemand hinter mir her ist oder ich es zumindest so fühle, als wäre mir jemand auf den Fersen?«

»Nein, das kann ich nicht.«

Sie nickte und sagte: »Lassen Sie uns etwas essen.«

Ich ließ den Betrag auf meine Zimmerrechnung schreiben, zeichnete ab und rutschte vom Hocker. Auf dem Weg zum Restaurant hakte sich Kate bei mir ein.

Sehr deutlich spürte ich ihr Zittern. Der Abend war angebrochen und damit auch die Zeit der Angst…

***

Sie rollten durch die Nacht!

Dunkelheit, tiefe Wolken, Regen, der die Welt mit einer glänzenden Schicht überdeckte. Kein Wetter für eine romantische Spazierfahrt in der Nacht, aber darauf hatten der Mann und die Frau in dem Austin keinen Einfluss.

Sie nahmen es hin, doch etwas wunderte Edda schon. Eigentlich hätten sie wieder auf dem Motorway in Richtung London fahren müssen, das aber hatte ihr Begleiter nicht getan. Er blieb auf den schmalen Straßen, als hätte er alle Zeit der Welt, und passte seine Fahrweise den Witterungsbedingungen an.

Sehr vorsichtig sprach sie ihn auf das Thema an. »Es wird lange

dauern, bis wir London erreichen.«

»Warum?«

»Weil wir den Motorway meiden.«

»Das ist mein Problem.«

»Sicher. Ich habe mich nur gewundert.«

»Außerdem versäumst du nichts. London im Regen ist nicht das Wahre. Du siehst kaum etwas. Hinzu kommt der Nebel, der von der Themse her hochsteigt. Ich meine, dass wir hier besser aufgehoben sind. Auch vor irgendwelchen Rasern.«

Für Falco war das Thema erledigt, und Edda wagte es nicht mehr, weitere Fragen zu stellen. Schweigend saß sie da und schaute durch die Scheibe nach vorn, wo sich im Licht der Scheinwerfer die feinen Regentropfen spiegelten, die einfach nicht weniger wurden. Dieses Wetter konnte empfindliche Menschen krank machen. Edda zählte nicht dazu, aber es ging ihr schon auf die Nerven. Das Schauen strengte ihre Augen an, und des Öfteren schrak sie zusammen, wenn die bleichen Büsche am Straßenrand wegen des grellen Lichts aussahen wie Gespenster, die ihre Arme ausstreckten.

Die Handschuhe trug der Mann noch immer. Edda hatte auch nicht nach dem Grund gefragt. Hin und wieder hatte sie einen Blick darauf geworfen und festgestellt, dass sie aus dünnem Leder bestanden, das sich eng an die Haut schmiegte.

Es war nicht so kalt, dass man sich Handschuhe anziehen musste. Dass der Mann es trotzdem getan hatte, musste einen anderen Grund haben.

Hoffentlich keinen gefährlichen. Eddas Gedanken kreisten auf einmal um Dinge, die mit Blut und Tod zu tun hatten.

Aber daran wollte sie nicht denken. Es würde besser sein, wenn sie es sich bequem machte, die Beine ausstreckte und versuchte, noch ein wenig zu schlafen. Diese relativ langsame Fahrerei durch die Schwärze der Nacht hatte sie müde gemacht. Vielleicht lag es auch am Bier oder am Essen.

Die Augen fielen ihr irgendwann zu. Der Wagen verwandelte sich in eine Sänfte, deren Schaukeln sie regelrecht genoss. Sämtliche Unbillen dieser Welt versanken hinter dem erholsamen Schleier aus Schlaf…

… aus dem sie plötzlich hervorgerissen wurde!

Auf einmal war sie wach.

Sie schlug die Augen auf, schaute sich um und begriff zuerst nicht, wo sie sich befand.

Jedenfalls fuhren sie nicht mehr. Der Wagen stand. Und es war auch so verdammt dunkel. Kein Scheinwerfer schleuderte mehr sein Licht in den Regen.

Sie gähnte. Trotz des Schlafes fühlte sie sich erschöpft. Er hatte ihr keine Erholung gebracht, und in ihrem Kopf breitete sich ein dumpfes

Gefühl aus.

Mit einer müden Bewegung strich sie über ihr Gesicht, knetete die Haut, als wollte sie sich so aufwecken, und sie merkte schließlich, dass sich der Kreislauf wieder stabilisierte.

Auch die Erinnerung kehrte allmählich zurück.

Rechts neben ihr saß Roy.

Er sagte nichts. Er hatte sich losgeschnallt, den Kopf gedreht und schaute sie nur ein. Seine Hände mit den Handschuhen flößten ihr plötzlich Furcht ein, und als er seine Finger bewegte, da sah es aus, als würden dicke Würmer nach vorn gedrückt.

Edda zwinkerte, hob die Schultern, merkte, dass sie fröstelte und ihre Lippen trocken waren. »Wir sind doch noch nicht in London – oder?«

»Nein.«

»Wo dann?«

»Irgendwo in der Nähe.«

Mit dieser Antwort gab sie sich nicht zufrieden. »Und warum fahren wir dann nicht weiter?«

»Ich will es so.«

Edda versuchte ein Lächeln, obwohl ihr danach nicht zu Mute war. Es wurde deshalb mehr ein verzerrtes Grinsen, aber sie wollte die Situation entspannen. »Du bist sicherlich auch müde, nicht wahr?«

Er hob nur die Schultern.

Die Geste hatte Edda verlegen gemacht, sie wusste nicht mehr, was sie noch sagen sollte. Sie schaute nach draußen und stellte fest, dass es nicht mehr regnet. Zumindest fielen keine Tropfen mehr gegen die Scheibe, die so undurchsichtig aussah, als würde sie aus einem dichten Nebel bestehen.

Dieser Stopp mitten im Nirgendwo gefiel ihr überhaupt nicht. Etwas nagte an ihrem Körper. Es war nicht zu sehen, nur zu fühlen, aber es verdichtete sich, und es hatte mit Ray zu tun.

Er bewegte sich. Das Leder seiner Jacke knarrte dabei. Und mit ihm bewegte sich ein Gegenstand, der Edda erst jetzt auffiel. Er hing vor seiner Brust und wurde von einer dünnen Kette gehalten. Es war ein Amulett, ein silberner Kreis mit einem eingravierten Totenschädel.

Er glotzte den Betrachter an, als wären seine Augen mit einem höllischen Leben gefüllt.

Bisher hatte sie diesen Talisman an Ray noch nicht gesehen, und sie schauderte zusammen, nachdem sie ihn nun richtig in Augenschein genommen hatte.

»Was ist das?« fragte sie.

»Mein Beschützer.«

»Wie bitte?«

»Der Beschützer des Engels…«

Wieder einmal war dieser Begriff gefallen. Diesmal brachte Edda ihn

nicht mit einem Synonym für Rauschgift in Zusammenhang. Sie fürchtete sich davor, und ihr lief ein kalter Schauer über die Arme. Ob sich dieser Ray tatsächlich für einen Engel hielt?

Das konnte sie verstehen, wenn es von einer Frau kam. Manche Frauen wurden als Engel bezeichnet, unter anderem Mutter Theresa. Aber ein Mann, der sich für ein Engel hielt?

Das wollte ihr nicht in den Kopf. So etwas konnte eigentlich nur ein Verrückter sein. Einer, der nicht alle Tassen im Schrank hatte. Die Befürchtung, einem derartigen Typen in die Falle gelaufen zu sein, stieg so heiß wie siedendes Öl in ihr hoch und sorgte dafür, dass ihr übel wurde.

Du musst dich zusammenreißen!, hämmerte sie sich ein. Du darfst auf keinen Fall die Nerven verlieren! Wenn er merkt, dass du etwas ahnst, wird er möglicherweise durchdrehen.

Edda wusste nicht, wohin sie schauen sollte. Mal sah sie auf den Totenkopf, mal in das Gesicht des Fahrers. Obgleich sich beide unterschieden, hatte sie den Eindruck, dass sie sich doch irgendwie glichen, und sie vermutete, dass er der Tod war.

Kalt wurde ihr – eiskalt…

Ray oder wie immer er heißen mochte, strahlte die gefährliche Ruhe eines Wahnsinnigen aus. Ja, das hatte sie einige Male in Filmen gesehen, wenn ein irrer Killer umherging, der Frauen grausam zu Tode quälte.

Komisch, dachte sie, sogar lächeln kann ich. Edda wunderte sich über sich selbst.

»Hast du gehört?« fragte er. Seine Stimme klang irgendwie anders. Leise, aber trotzdem hallend, als gehörte sie nicht zu ihm und als hätte ein anderer gesprochen.

»Ja, das habe ich.«

»Hast du keine Fragen?«

Sie hob die Schultern und sah gleichzeitig, dass sie angeschnallt war und er nicht. Das wollte Edda ändern, und ihre Hand bewegte sich bereits auf den roten Knopf am Gurtstraffer zu, aber ein zischender Befehl ließ sie erschreckt innehalten.

»Lass es!«

Die Hand zuckte zurück.

Er schaute sie an.

Seine Augen bewegten sich nicht.

Waren sie weiß geworden? Falco bewegte sich. Seine rechte Hand schob er sehr langsam in den Ausschnitt der Jacke. Die Finger rutschten an seinem dünnen Pullover entlang und glitten dabei etwas nach unten, als wollten sie aus dem Gürtel etwas hervorholen.

Gebannt schaute Edda zu. Ihre Wangen bewegten sich, als würde sie auf etwas kauen.

Falco blieb gelassen. Ebenso langsam, wie die Hand verschwunden war, kam sie wieder hervor. Und diesmal hielt sie etwas fest, das kein Messer war, im ersten Moment nur so aussah. Es war vorn spitz, an seinem Ende lief es ebenfalls schmaler zu, aber da war er abgerundet.

Es schimmerte wie der Totenkopf auf dem Amulett. Ein Gegenstand, der aus Stahl oder Silber bestand. Normalerweise öffnete man damit Briefumschläge, in der Hand diese Mannes jedoch wurde dieses Ding zu einem gefährlichen Mordinstrument.

Falco hatte kein Wort gesprochen. Auch Edda war stumm geblieben, aber sie wusste sehr genau, was passieren würde.

Sie sollte sterben…

Durch ihn!

Durch den Brieföffner, den er blitzschnell und schon artistisch in seiner Hand drehte, sodass die Spitze plötzlich auf ihren Hals wies. Ein böses Lächeln umspielte dabei seine Lippen. Die Augen hatten sich völlig verändert. Die Pupillen waren nicht mehr zu sehen, und dann fragte er mit einer rauen Flüsterstimme: »Weißt du, was ich mit dir machen werden, Süße? Weißt du es?«

Edda war vor Furcht wie gelähmt. Trotzdem schaffte sie es, den Kopf zu schütteln und gleichzeitig zu nicken.

»Ich werde dich töten!«

Edda spürte Todesangst. Auf einmal war alles anders. Und sie wunderte sich trotzdem darüber, dass sie in der Lage war, eine Frage zu stellen, auch wenn diese nur aus einem einzigen Wort bestand.

»Warum?«

»Es muss so sein.«

»Nein!«

»Doch!«

Sie verkrampfte sich innerlich. »Ich habe dir doch nichts getan, Ray. Bitte… ich… ich… bin zu dir in den Wagen gestiegen und werde auch mit dir ins Bett gehen und Sex machen, aber…«

»Sie haben mich verstoßen!«

»Wer…?«

»Sie taten es!«

»Aber ich nicht!«

»Und die Menschen lachten mich aus. Ja, sie haben über mich gelacht, verdammt. Aber ich bin ihnen entwischt, denn ich bin der Engel, verstehst du das?«

Sie nickte. »Sicher verstehe ich das, Roy. Du bist der Engel, du bist es wirklich!«

»Nein, du lügst. Alle lügen mich an.«

»Ich nicht, ich…«

Er ließ Edda nicht aussprechen. »Flüstern, schreien, töten!« sagte er – und dann: »Tu es!«

Edda blieb stumm.
»Du sollst flüstern!« brüllte er.
Sie nickte heftig. Die folgenden Worte sprach sie flüsternd aus. »Ja, ich tue dir den Gefallen. Ich mache alles, was du willst.«
Falco nickte. »Und jetzt schreien!«
»Wie?«
»Schreien sollst du!« Seine Augen sahen aus, als wären die Höhlen mit weißer Farbe gefüllt.
Und sie schrie!
Falco aber lachte.
Dann hob er die Waffe an.
Der Hals und das Gesicht lagen frei vor ihm. So herrlich frei. Er würde viel Spaß haben…

***

Kate Duvall und ich hatten zwar gegessen, aber was man uns da hingestellt hatte, konnte man beim besten Willen nicht als Essen bezeichnen. Es war mehr eine Nahrungsaufnahme gewesen, bei Kate noch mehr als bei mir. Ich hatte Salat bestellt, der mit gebratenem Truthahnfleisch aufgewertet worden war. Als Getränk hatten wir Mineralwasser geordert.
Kate hatte ein kleines Sandwich bestellt. Das Brot ließ sie hegen, das Roastbeefaß sie. Sie hatte es stückweise in die Remoulade getunkt.
Sehr schnell waren wir mit unserer Mahlzeit fertig gewesen, und Kate bat mich um eine Zigarette, die sie auch kriegte.
»Wissen Sie, John, ich bin eigentlich keine Raucherin, aber in diesem Fall…«
»Ist die Angst so groß?«
Kate hob die Schultern und schaute dem Rauch der Zigarette nach. »Ich weiß nicht, ob die Angst so groß ist«, gab sie murmelnd zur Antwort.
»Aber sie ist vorhanden, und sie steigt auch mit jeder Minute, die verstreicht. Auf der einen Seite möchte ich mich schon jetzt hinlegen und schlafen, auf der anderen aber fürchte ich mich davor. Diese Zwickmühle bringt mich fast um.«
»Das kann ich verstehen. Doch wovor genau haben Sie Angst?«
»Das weiß ich nicht. Klingt es dumm, wenn ich sage: vor dem verdammten Schicksal?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, eigentlich nicht.«
»Es ist nämlich so. Ich kann auch sagen, dass ich mich vor der Zukunft fürchte. Es klingt wohl besser.«
»Das ist doch gehüpft wie gesprungen, denke ich.«
»Ich sehe es etwas anders.« Sie winkte ab. »Aber lassen wir das.« Dann schaute sie auf die Uhr. Ihre Lippen bewegten sich zuckend. »Es

ist wohl noch ein wenig früh, um sich hinzulegen und zu schlafen. Was meinen Sie, John?«

»Sie sollten selbst wissen, was gut für Sie ist.«

»Nichts ist gut.« Sie lehnte sich zurück. Die Zigarette hatte sie ausgedrückt. »Es ist überhaupt nichts gut. Ich weiß genau, dass etwas auf mich zukommt, aber ich kann es weder fassen noch erklären. Es sind Dinge, die anders liegen. Sie sind tief im Unterbewusstsein des Menschen begraben, und sie kommen erst wieder zum Vorschein, wenn andere es wollen.«

»Das kann ich nicht so beurteilen.«

»Doch.« Sie wedelte mit der Hand. »Ich wollte dazu noch etwas sagen, John.«

»Bitte.«

Kate beugte sich vor, weil sie sichergehen wollte, dass uns niemand zuhörte. »Vorhin, auf dem Weg von der Bar hierher ins Restaurant, hatte ich eine… eine Vision!«

»Wie das?«

»Ich hielt die Augen geschlossen und sah trotzdem etwas. Können Sie sich das vorstellen?«

»Was sahen Sie?«

»Eine Kette.«

»Mehr nicht?«

Ihr Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. »Doch, ich sah noch mehr. An der Kette hing ein Gegenstand. Es war ein Amulett, John, ein Kreis. Auf der Oberfläche des Kreises war etwas eingraviert. Ich habe es zunächst nicht erkennen können, ich habe mich auch dagegen gewehrt, aber die Vision kehrte zurück, und da konnte ich es besser sehen. Es war ein Totenschädel. Ein widerlicher Totenkopf, der metallisch aussah.«

Ich schwieg.

»Warum sagen Sie nichts?«

»Ich habe keine Erklärung. Aber diese Amulett muss etwas mit Ihnen zu tun haben, denke ich. Oder liege ich da falsch?«

Sie hob die Schultern. »Ich habe ihn nie zuvor in meinem Leben gesehen, wobei ich gleichzeitig weiß, dass er doch eine große Rolle spielt.«

»Bei dem Phantom?«

»Ja, er muss für ihn wichtig sein. Das gesamte Amulett ist es wohl. Er verlässt sich darauf. Wie ich das allerdings in einen Zusammenhang mit mir bringen soll, ist mir ein Rätsel. Ich komme beim besten Willen nicht damit zurecht. Während des Essens habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, deshalb war ich auch so still.«

Ich fasste nach ihrer Hand, die auf der Tischplatte lag. Die Haut fühlte sich kalt an und war von einem dünnen Schweißfilm bedeckt.

»Haben Sie sonst noch etwas gesehen?«
»Nein, John.«
»Hmm…«
»Aber wie kann ich diese Vision in einen Zusammenhang mit mir bringen? Bitte, sagen Sie es mir. Es macht mich verrückt. Es ist mir noch nie zuvor passiert, dass ich so etwas sah.«
»Tut mir Leid, Kate, ich bin überfragt.«
»Das verstehe ich.« Sie zog die Hand zurück und schloss die Augen.
Ich empfand es als besser, wenn wir das Restaurant verließen. Ich winkte den Ober herbei, der nickte und wenig später an unserem Tisch war. Ich zahlte diesmal bar, ließ mir die Quittung geben und sah, dass Kate Duvall die Hände vor ihr Gesicht gepresst hatte. Es war schon relativ spät. Noch knapp drei Stunden bis Mitternacht, und um das Hotel herum lag die Dunkelheit wie die Mauern eines Gefängnisses.
»Sollen wir gehen, Kate?«
Sie hatte meine Frage gehört und ließ die Hände langsam sinken. Ihre Augen waren gerötet. Sie sah aus, als hätte sie geweint. »Es ist wohl besser, John. Wir können ja doch nichts ändern. Ich weiß, dass die Nacht vor mir liegt und dass sie für mich zur Hölle werden kann.«
»Kate, ich bin doch bei Ihnen. Ich denke, dass Sie dies etwas beruhigen sollte.«
Sie blickte mich ernst an. »Sie glauben gar nicht, wie mich das beruhigt, John. Ich würde sonst durchdrehen.« Sie schluckte. »Wissen Sie, ich habe immer gedacht, durch den Job hart geworden zu sein. Das bin ich auch, denn ich habe scheußliche Verbrechen erlebt und Opfer gesehen, deren Aussehen oft unbeschreiblich war. Wenn es das nur wäre, dann wäre es auch okay. Aber es ist etwas anderes. Zum einen betrifft es mich persönlich, und zum anderen kenne ich den Gegner nicht. Er kommt aus dem Dunkel und schlägt zu. Mal eine sehr ernsthafte Frage, John: Glauben Sie, dass jemand aus der Hölle zurückkehren kann, um als mordende Bestie durch die Welt zu laufen?«
Ich runzelte die Stirn. »Darf ich fragen, wie Sie darauf kommen, Kate?«
»Bitte, beantworten Sie zunächst mal meine Frage, John.«
»Tja… möglicherweise werden Sie über meine Antwort entsetzt sein, Kate, aber ich kann die Frage leider nicht verneinen.«
»Dann glauben Sie also daran?«
»Möglich ist alles.«
»Das ist gut«, murmelte sie. »Mit dieser Antwort haben Sie mir schon einen großen Gefallen getan.« Kate stand auf und schob ihren Stuhl zurück.
»Lassen Sie uns gehen.«

Auch ich erhob mich. Kate wartete auf mich. Wieder hakte sie sich ein.

Der Ober verbeugte sich, als wir ihn passierten. Er wünschte uns noch einen schönen Abend.

»Danke sehr.«

Vor dem Lift blieben wir für einen Moment stehen, und Kate lehnte sich an mich. »Mein Gott, wenn diese Nacht doch schon vorbei wäre.«

»Wir werden sie überstehen, Kate.«

»Danke, dass Sie mir Hoffnung machen.«

Ich hatte auf den Knopf gedrückt, um die Kabine zu rufen, hörte das leise Läuten, dann öffnete sich die Tür vor uns. Wir betraten den Fahrstuhl, dessen Inneneinrichtung sehr komfortabel war. Kate lehnte sich gegen die Wand und schloss die Augen. Sie war zu bedauern, aber sie musste da durch. Außerdem hatte sie gut daran getan, Abes Ratschlag zu folgen und nach London zu kommen, auch wenn das den unheimlichen Killer nicht aufhalten konnte. Wenn er jedoch kam, würde ich ihn erwarten.

Kate Duvall hatte mich gefragt, ob es möglich sein konnte, dass jemand aus der Hölle zurückkehrte. Vielleicht lag sie mit dieser Vermutung gar nicht so verkehrt. Wir würden – so hoffte ich – noch in dieser Nacht eine Antwort auf all ihre Fragen erhalten.

Sehr sanft stoppte der Lift.

Ebenso sanft öffnete sich auch die Tür, und wir konnten die Kabine verlassen.

Ich ließ die Kollegin vorgehen und hatte ihr eine Hand auf die rechte Schulter gelegt. Dabei spürte ich, wie sie schauderte. Wahrscheinlich war wieder ein fremder Gedankenstrom durch ihren Kopf gehuscht, und sie kam mit ihm einfach nicht klar.

Unsere Schritte waren kaum zu hören. Der Teppich verschluckte die Laute. Die Beleuchtung war nicht die beste, und Kate schaute mich an.

»Ich fühle hier etwas Unheimliches.«

»Was denn?«

»Halten Sie mich nicht für eine ängstliche Gans, John, aber ich kann es nicht erklären. Es ist ehe ein unheilvoller Geist, der sich hier breit gemacht hat.«

»Warum sollte er das tun?«

»Weil er auf der Suche nach mir ist. Ja, er will mich, John, und ich habe das Gefühl, dass wir ihm nichts entgegensetzen können.« Sie streckte den Arm aus und wechselte das Thema. »Da gegenüber ist übrigens meine Zimmertür.«

Ich nickte und bat um die Karte, die ich auch von ihr erhielt. Dann sagte ich: »Sie warten hier.«

Kate wusste Bescheid. »Glauben Sie, dass schon jemand auf uns wartet?«

»Man kann nie wissen.«

Ich steckte die Karte in den Schlitz, zog sie hindurch, das grüne Licht am Schloss leuchtete auf, ich drehte den Knauf und öffnete die Tür.

Im Zimmer war es nicht dunkel. Das Zimmermädchen hatte eine Lampe eingeschaltet, und der weiche Schein fiel bis in den schmalen Flur hinein, wo links das Bad lag.

Es war ebenso leer wie der Flur und auch das normale Zimmer. Ich winkte Kate zu. Trotzdem betrat sie nur zögerlich den Raum.

»Alles in Ordnung«, sagte ich.

»Wenigstens etwas«, flüsterte sie, setze sich auf das Bett und ließ sich danach zurücksinken.

»Und nun?« fragte ich. »Warten wir auf das Schicksal«, gab sie flüsternd zurück.

***

Seit unserem Eintreffen war mehr als eine halbe Stunde vergangen, und nichts hatte sich getan. Nur einmal war ich aufgestanden und hatte mir aus der Minibar eine Flasche Saft geholt. Ich hatte Kate Duvall auch ansprechen wollen, es jedoch gelassen, denn sie schien zu schlafen.

Als sie das Gluckern des Safts in das Glas hörte, da richtete sie sich auf.

»John…?«

Ich drehte mich um. »Ja…«

Sie lächelte. »Schon gut, John, ich… ich wollte nur sehen, ob Sie noch da sind.«

»Ja, warum sollte ich nicht?«

Sie wischte über ihr Gesicht. »Es war eben nur eine Idee. Ich bin fast eingeschlafen und befand mich in einem seltsamen Zustand zwischen Wachsein und Traum.«

»Was war mit der Bedrohung?«

»Nichts«, flüsterte sie, »gar nichts. Sie ist einfach verschwunden, nicht mehr da.«

»Hoffen wir das Beste.«

»Sie wird aber zurückkehren«, murmelte Kate, und ihre Stimme zeigte an, wie müde sie war. Dann schloss sie bereits wieder die Augen. Wenig später war sie eingeschlafen, und die nächtliche Ruhe hüllte das Zimmer ein.

Auch außerhalb dieser kleinen Insel hörte ich nichts. Ich nahm mir einen Stuhl, stellte ihn neben das Bett und wartete. Dabei betrachtete ich die Kollegin. Ich hoffte, dass ihre Nerven stark genug waren, um alles durchzustehen.

Mein Blick schweifte zu ihrem Gesicht hin. Die Züge wirkten entspannt, auch der Körper wies keine Anzeichen irgendwelcher

Anstrengung auf.

Kate lag normal da, hatte das rechte Bein leicht angewinkelt und die Arme ausgestreckt. Die Hände lagen mit den Flächen flach auf der Decke. Aus dem Mund drangen ruhige Atemzüge.

Diesmal war sie in einen tiefen Schlaf gefallen und wurde auch nicht von irgendwelchen Träumen geplagt, dann hätte sie sich anders verhalten.

Die längeren Unterhaltungen mit ihr hatten auch mich innerlich aufgewühlt. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es ein Motiv für diese schrecklichen Träume gab. Da tauchte ein Killer-Phantom auf, es mordete, man fand die Opfer, und die FBI-Agentin erlebte diese Taten in ihren Träumen mit. Der Killer kam immer an sie heran, ohne sich allerdings zu zeigen.

Welchen Grund hatte er, sich gerade Kate Duvall als eine Botschafterin für seine Taten auszusuchen?

Ich wusste es nicht – noch nicht –, aber ich dachte immer öfter darüber nach, dass Kate ihn möglicherweise kannte, ohne sich dessen bewusst zu sein oder ohne sich ihm genähert zu haben. Galten ihr diese Taten persönlich? Wollte ihr der Unbekannte, von dem keine Spuren entdeckt worden waren, etwas beweisen?

War das alles letztendlich ein grausames Katz-und-Maus-Spiel zwischen zwei Personen?

Das alles konnte stimmen, musste aber nicht. Zudem dachte ich auch darüber nach, ob es überhaupt ein Fall für mich war. Spielten schwarzmagische Mächte überhaupt eine Rolle? Oder lag die Erklärung tief in der Psyche des Killers und gleichzeitig in der der Polizistin begründet?

Diese Möglichkeit wollte ich in der Zukunft nicht aus den Augen lassen.

Ich erhob mich von meinem Stuhl. Mit leisen Schritten durchquerte ich den Raum und verließ ihn. Mir war eingefallen, dass ich noch nicht im Bad nachgeschaut hatte. Das holte ich jetzt nach, schaltete das Licht ein und fand einen leeren Raum vor.

Im Spiegel sah ich mich selbst. Mein Gesicht wirkte auf keinen Fall entspannt, meine innere Nervosität zeichnete sich darin ab.

Plötzlich hörte ich einen Laut.

Er war aus dem Hotelzimmer gedrungen…

***

Ich stürmte nicht hin, war aber schnell und sah Kate noch immer in derselben Haltung liegen. Als ich mich über sie beugte, schrak sie grundlos zusammen, ohne mich gesehen zu haben, und ihr Mund öffnete sich noch weiter.

Dann zuckte ihre Hand.

Einen Moment später hatte sich die Rechte in eine Faust verwandelt. Dabei spannte sich die Haut hart über die Knöchel, und für mich sah es so aus, als finge der Arm an zu zittern.

Träumte sie schon? Hatte die andere Seite bereits Kontakt mir ihr aufgenommen? Ich hätte gern eine Antwort bekommen, nur traute ich mich nicht, Kate zu wecken und ihr die entsprechenden Fragen zu stellen. Was sie vielleicht erlebte, konnte für den Fall ungemein wichtig sein. Wenn sie sprach, was ich sehr hoffte, würde sie mir möglicherweise wichtige Informationen geben.

Ich hatte mich wieder auf den Stuhl gesetzt. Mein Blick war starr auf das Gesicht der nicht mehr so entspannt wirkenden Person gerichtet. Dort zeichnete sich in etwa ab, was sie in ihrem Unterbewusstsein erlebte, ohne dass natürlich irgendwelche Bilder entstanden wären.

Auch im Traum empfindet der Mensch Gefühle, und die steigen aus dem Unterbewusstsein hoch.

Wie bei Kate, denn ihr Gesicht zeigte auf keinen Fall mehr die Entspannung der vergangenen Minuten. Sie hatte sich stark verändert, der Schweiß lag als dünne Schicht auf ihrer Stirn, die Augen hielt sie geschlossen, aber die Lider bewegten sich flatternd.

»Kate…« Ich hatte sie angesprochen, obwohl ich nicht wusste, ob das richtig war.

Sie reagierte nicht auf mich, wurde nur blass. Ihr Mund zitterte, die Zunge erschien für einen Moment, zog sich wieder zurück, und tief aus der Kehle drang ein Laut, der von einem geflüsterten Wort abgelöst wurde.

Ein Wort.

»Engel…«

Ich glaubte, mich verhört zu haben, konnte leider nicht nachfragen und konzentrierte mich weiterhin auf ihr Verhalten.

Sie wiederholte das Wort.

»Engel…«

Ich begann zu überlegen. Wenn dieses eine Wort wichtig war, dann erhielt der Fall eine ganz andere Dimension. Dann war es gut, dass ich mich eingemischt hatte, denn mit Engeln, egal ob gut oder böse, hatte ich in den letzten Monaten meine Erfahrungen machen müssen.

An der Spitze stand natürlich Daniel, der Beschützer des Jungen Elohim.

Lief der Fall in diese Richtung?

Noch musste ich abwarten und darauf hoffen, dass es nicht bei der einen Bemerkung blieb.

Vorbei war es mit der Ruhe. Als ich Kate Schweiß von der Stirn abtupfte, zog sie plötzlich die Beine an, der Oberkörper schnellte hoch, und die Worte drangen wie ein Stoß aus ihrem Mund.

»Nein, nicht!«

Sofort danach öffnete sie die Augen, aber sie erkannte mich nicht, obwohl sie mich anstarrte. Zwischen ihr und meiner Person hatte sich eine Wand aufgebaut. Eine Wand aus Angst, aus Todesangst. Die Frau musste Schreckliches durchmachen, sie litt die Leiden einer anderen Person.

Es war nicht der Killer, sie sah sich in die Rolle des Opfers gedrängt. Auf irgendeine Art und Weise war sie mit dieser Person verbunden, um deren Qualen mitzuerleben.

Hatte die Angst bereits ihren Höhepunkt erreicht?

Es sah so aus, denn Kate war wieder ruhig geworden. Lange hielt der Zustand nicht an, plötzlich bäumte sie sich wieder auf. Gleichzeitig drang ein Schrei aus ihrem Mund, der gegen die Decke schmetterte. Sie hob zudem noch einen Arm, legte die Hand gegen den Hals, und für mich sah es so aus, als wollte sie sich jeden Augenblick selbst das Fleisch von der Kehle reißen.

Dabei würgte und schrie sie. Speichel trat hervor. Die Augen waren weit aufgerissen, und es sah so aus, als sollten sie aus den Höhlen geschoben werden.

Kate Duvall röhrte. Sie schlug plötzlich um sich. Ein Treffer erwischte klatschend meine Wange. Ich hörte sie hart röcheln und dabei sprechen.

»Blut… Blut… es brennt… es tut so weh. Hör doch auf… hör doch auf. Mach ein Ende… nicht die Schmerzen… nicht… der Engel ist nicht gut… der Engel ist böse… Tod und…«

Ihre Stimme erstickte, als hätte sie eine Faust zurück in die Kehle gestoßen. Aber die Laute blieben, wenn auch anders. Ich hörte sie wild keuchen, und immer wieder bäumte sich ihr Körper auf.

Auch der Kopf wurde davon nicht verschont. Er ruckte mir entgegen. Ich musste höllisch Acht geben, dass sie mich nicht erwischte und ihre Stirn in mein Gesicht krachte.

Kate Duvall litt schrecklich. Als sie dann redete, war sie kaum zu verstehen. Ihre Worte sackten einfach weg, als wären sie irgendwo in der Kehle verloren gegangen.

Dann lag sie auf einmal ruhig.

War es vorbei?

Ich hoffte es für sie, aber ich hatte mich geirrt. Sie drehte sich plötzlich auf die rechte Seite. Bevor ich es verhindern konnte, kroch sie weg. Sie wollte aus dem Bett, und ihr Kopf befand sich bereits über der Kante, als ich meinen Arm ausstreckte, sie an der Schulter zu fassen kriegte und zurückhielt.

»Lass mich…«

Ihre Stimme erschreckte mich. Sie hatte anders geklungen, als spräche aus ihr die Person, die so schrecklich gelitten hatte. Die Beine zog sie an, streckte sie wieder aus. Die kraftlose Bewegung glich der

eines müden Frosches.
Sie blieb liegen.
Ich hörte sie röcheln und stöhnen. Sie zuckte, die Hände hatte sie in das Laken verkrallt. Als ich sie anfasste – es war nur eine sehr sanfte Berührung –, schrie sie auf. Dann wuchtete sie ihren Körper herum, ihre Arme bewegten sich, als würden sie nicht zu ihr gehören, und ich konnte in ihr Gesicht schauen.
Mein Erschrecken war tief.
Was ich dort sah, wollte ich im ersten Augenblick nicht glauben. Es sah aus, als hätte mir Kate einen Blick in ihre Zukunft erlaubt, als wollte sie mir zeigen, wie sie als Tote aussah.
So und nicht anders glotzte sie mich an, und dieser leere Ausdruck in den Augen ließ über meinen Rücken einen Schauer rieseln. Auch ich kriegte es mit der Angst zu tun, weil ich befürchtete, sie überfordert zu haben.
War sie gestorben?
Das wäre furchtbar gewesen, und als ich meinen Arm ausstreckte, hatte ich Furcht davor, sie zu berühren. So zuckte die Hand erst einmal zurück, bevor ich zwei Fingerkuppen dorthin legte, wo unter der dünnen Haut die Aorta zu erkennen war.
Kate war nicht gestorben.
Sie lebte.
Ich spürte es, und wieder einmal rollte mir der berühmte Stein vom Herzen.
Vor mir allerdings lag eine völlig apathische Frau. Sie war bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gefordert worden und hatte sie möglicherweise noch überschritten.
Ich tupfte ihr Gesicht ab. Dabei stellte ich fest, dass sich ihr unregelmäßiger Atem allmählich beruhigte.
Ich schloss für einen Moment erleichtert die Augen. Wahrscheinlich dauerte es nur mehr einige Minuten, bis sie sich soweit erholt hatte, dass ich mit ihr sprechen konnte. Ich hoffte, dass dann ihre Erinnerung noch so gut war, dass sie einiges würde berichten können.
Ich ließ Kate auf dem Bett liegen und holte aus der Minibar eine Flasche Wasser. Ein Glas füllte ich bis zur Hälfte.
Griffbereit stellte ich es auf den kleinen Nachttisch.
Dann hieß es abwarten.
Kate Duvall lag vor mir wie eine Leiche. Aber sie wirkte nicht mehr so verkrampft, sondern relativ entspannt. Die Augen hielt sie halb geschlossen. Ob sie mich dabei anschaute oder nicht, das konnte ich nicht erkennen, doch als ich ihren Namen mit leiser Stimme aussprach, erlebte ich zum ersten Mal eine Reaktion, denn mit einer flatterhaften Bewegung schlug sie die Augen auf.
Wir schauten uns an.

Ich lächelte.
Kate lächelte nicht zurück, es wäre auch zu viel verlangt gewesen. Sie sah aus wie jemand, dessen Erinnerung gerade zurückkehrte.
»Alles okay, Kate?«
Sie öffnete den Mund. Zwischen den Lippen klebte doch der Speichel.
Dann sagte sie mit kaum verständlicher Stimme: »Sie ist tot. Die Frau ist tot, John…«

***

Schlimmer konnte eine Eröffnung nicht sein, aber ich musste sie akzeptieren. Es war damit zu rechnen gewesen, obwohl ich das Sterben der unbekannten Frau nicht erlebt hatte.
Als ich nickte, hob Kate die Hand. Sie weinte ein wenig. Ihre Finger umklammerten mein Gelenk. »Ich… ich… habe sie sterben sehen. Ich habe sogar ihre Qualen gefühlt. Es war schlimm wie nie zuvor. Ich dachte, dass es auch mich zerreißt. Er hat sie brutal getötet. Mit einem langen Messer oder so…« Sie wollte noch etwas hinzufügen, da machte ihre Stimme nicht mit.
Ich drehte mich zur Seite und nahm das Glas vom Nachttisch. Kate sah es und lächelte. Im Liegen war es schlecht für sie, das Wasser zu trinken, deshalb richtete sie sich auf. Mit dem Rücken lehnte sich die Agentin gegen das Kopfende des Betts. Das Glas hielt sie mit beiden Händen fest, als sie es vorsichtig ihrem Mund entgegenführte und das kalte Wasser in kleinen Schlucken trank.
Ich beobachtete sie dabei. Agenten oder auch Agentinnen, die für das FBI arbeiten, haben normalerweise eine harte Psyche. Das muss so sein, sie werden auch entsprechend geschult, und ich glaubte daran, dass Kate diesen Horror verkraften konnte, um wieder sachlich zu reagieren.
Ich nahm ihr das leere Glas aus den Händen und erkundigte mich, ob ich es noch einmal füllen sollte. Kate schüttelte den Kopf. Stattdessen bat sie um einen scharfen Drink.
»Whisky?«
»Ja.«
Die kleinen Flaschen standen ebenfalls in der Minibar. Ich füllte das Wasserglas mit Whisky und reichte es Kate. Mit einem Taschentuch hatte sie die Tränen getrocknet. Der Lidschatten war verlaufen.
Der Whisky verschwand in ihrer Kehle. Kate schüttelte sich und stellte das Glas zur Seite. »Verdammt noch mal«, flüsterte sie, »das tat aber gut.«
Kate schauderte, als sie sich mit ihrem Albtraum beschäftigte. »Es war schlimm, John, sehr schlimm sogar.«
»Es ist jetzt vorbei«, sagte ich.
»Aber allein die Tatsache, dass ich derartige Dinge miterlebe, macht

mir zu schaffen. Ich frage mich, wieso gerade mir das passiert? Warum ich? Können Sie mir das sagen?«

»Nein.«

Sie nickte. »Genau das ist das Problem.« Dann hob sie die Schultern.

»Aber lassen Sie uns nicht von mir reden, sondern von der Person, die gestorben ist.«

»Es war eine Frau, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte sie stöhnend. »Es war eine Frau, und es war eine noch junge dazu.«

»Sie haben sie gesehen?«

»In meinem Traum. Sie war kein Schatten. Ich konnte deutlich ihr Gesicht erkennen. Sie hatte lange blonde Haare, eine etwas fahle Farbe, und ihr Gesicht… es war… es war…« Sie suchte nach den passenden Worten.

»Noch nie habe ich so ein schrecklich verzerrtes Gesicht gesehen, John. Ich habe auch noch nie direkt den Tod eines Menschen gefühlt. In diesem Fall war es anders. Da übertrugen sich die Gefühle und auch die Schmerzen auf mich. Ich habe mit gelitten und ihre Todesangst gespürt. Können Sie sich das vorstellen?«

»Nur schwer.«

»Ich auch nicht«, sagte sie, »aber es war so. Ich kann daran nichts ändern.«

»Wie ging es weiter?«

»Sie denken an den Killer?«

»Ja.«

Kate Duvall hob die Schultern. »Sehr viel kann ich Ihnen darüber nicht sagen. Diese beiden Personen befanden sich in einem Raum, aus dem die Frau Zumindest nicht fliehen konnte. Es war alles sehr beengt, doch ich glaube nicht, dass sie sich in einer Höhle versteckt gehalten haben. Das muss etwas anderes gewesen sein.« Sie überlegte, und ich unterbrach sie auch nicht. »Kann sein, dass sie in einem Auto gesessen haben.«

»Da hat er sie getötet?«

»Ja, und zwar sehr brutal.«

»Er hat ein Messer genommen. Oder einen anderen spitzen Gegenstand. Jedenfalls stieß er damit zu. Ich habe die Einzelheiten miterlebt.« Ihre Stimme sackte weg, und sie schüttelte sich. »Soll ich sie noch beschreiben, John?«

»Nein, auf keinen Fall. Es reicht mir zu wissen, dass die blonde Frau nicht mehr lebt.«

»Ja, das ist leider so.« Sie nickte, als wollte sie es sich selbst bestätigen.

»Und dann war da noch etwas«, murmelte sie.

»Der Killer?« In mir hatte sich eine Spannung aufgebaut. »Haben Sie

ihn besser erkennen können, Kate?«

Ihr Mund verzog sich, aber sie lächelte nicht. »Nein – und trotzdem irgendwie ja.« Sie lachte. »Ich weiß, dass ich Sie jetzt durcheinander gebracht habe, aber ich gebe Ihnen die Erklärung sofort. Es war da etwas, das ich sogar ziemlich deutlich erkannte. Möglicherweise werden Sie lachen, wenn ich es Ihnen sage, aber ich schwöre Ihnen, nicht zu lügen.«

»Bitte.«

»Es war so etwas wie ein Talisman oder Medaillon, denke ich. Es erschien dort, wo ich eigentlich ihn hätte sehen müssen, aber von dieser Bestie waren nicht einmal Umrisse zu sehen. So kann ich nicht sagen, ob der Killer ein Mann oder eine Frau ist. Was ich sah, war ein großer, kompakter Fleck, ein schattenhaftes Gebilde ohne Umrisse. In seiner Mitte entdeckte ich das silbrig schimmernde Amulett.«

»Wie sah es aus?«

»Zunächst habe ich nur das Schimmern gesehen. Etwas später wurde es deutlicher. Da sah ich, dass an einer Kette ein Kreis hing. Und auf diesem Kreis malte sich ein Totenschädel ab. Für mich war es ein schrecklicher Anblick. Dieser Schädel hatte eine sehr hohe Stirn. Die leeren Augen, der Nasenrest und das Maul wirkten deshalb etwas gedrungen. Ich werde dieses Bild wohl bis an mein Lebensende nicht mehr vergessen.«

Ich überlegte einen Moment. »Hatten Sie das Gefühl, dass dieses Amulett für den Mörder wichtig ist?«

»Auf jeden Fall.«

»Den Killer selbst haben Sie nicht gesehen?«

»Nein, leider nicht.«

»Das ist natürlich schlecht.«

»Ich weiß, John, ich weiß.« Traurig klang ihre Stimme, als Kate sagte:

»Wir sind wieder am Anfang.«

»Nein, Kate, das glaube ich nun wirklich nicht. Es ist etwas passiert, von dem ich Ihnen noch nichts gesagt habe.«

»Was denn?«

»Sie haben gesprochen.«

Ihr Blick erstarrte. »Ich gesprochen?« hauchte sie. »Was denn?«

»Als sie das Grauen erlebten.«

»Und was habe ich gesagt?«

Ich hob die Schultern. »Sie haben den Tod der Frau kommentiert. Ich möchte die Worte nicht wiederholen, denn ich glaube nicht, dass sie wichtig sind. Aber Sie haben einige Male ein bestimmtes Wort wiederholt. Es war der Begriff Engel.«

Kate Duvall schwieg. Sie saß nur da, starrte auf ihre Hände und schüttelte den Kopf.

»Nun?«
»Tut mir Leid, John, aber ich kann mich nicht erinnern. Ich weiß nicht, warum ich diesen Namen ausgesprochen habe. Einen Engel habe ich wirklich nicht gesehen.«
»Dennoch haben Sie dieses Wort mehrere Male gesagt. Er muss etwas mit dem Fall und all den Morden zu tun haben.«
»Es ist Ihr Gebiet, John.«
»Stimmt, Kate, und ich muss Ihnen sagen, dass man Engel sowohl positiv als auch negativ sehen kann. Ich neige in Ihrem Fall zu der zweiten Ansicht.«
»Also ein falscher Engel.«
»So könnte man es auch sagen. Kein Engel mit breiten Flügeln, sondern einer, der auf der anderen Seite steht.«
Kate Duvall staunte. »Gibt es denn so etwas?«
»Und ob. Kennen Sie die Bibel und deren Mystik?«
»Ja… schon…«
»Dann werden Sie auch wissen, dass es ein Engel gewesen ist, der am Thron des Allmächtigen gerüttelt hat und der anschließend zertreten und in die Verdammnis geschleudert wurde.«
»Luzifer!« sagte sie.
»Richtig.«
Kate schaute mich nahezu entsetzt an. »Sie wollen damit doch nicht sagen, dass es der böse Engel Luzifer, eine Sagengestalt ist, der die Frau ermordet hat!«
»Das wollte ich damit nun wirklich nicht ausdrücken, Kate. Aber es gibt eben Engel, die auf verschiedenen Seiten stehen. Falls es ein Engel war. Jedenfalls ist der Begriff gefallen, und das geschah nicht grundlos.«
»Wie Sie das gesagt haben, glaube ich es schon.« Sie stöhnte leise auf.
»Allmählich drehe ich noch durch. Ich habe das Gefühl, mein Gehirn würde daneben hängen. Es ist mir unverständlich, wie ich dieses Wort nur sagen konnte.«
»Es muss Sie beschäftigt haben, Kate.«
»Stimmt. Aber was tun wir? Sollen wir jetzt losziehen und einen Engel suchen?«
Ich lächelte schmal. »Lieber einen Mörder. Wir sollten allerdings auf alle Überraschungen gefasst sein, auch auf die verdammt unangenehmen. Keiner von uns beiden kann sagen, wie sich der Fall entwickeln wird. Ich weiß nicht, ob wir es nur mit normalen Kräften zu tun haben. Ich denke eher daran, dass wir in ein Gebiet geraten, wo die Realität verwischt und sich viele Menschen an den Kopf fassen würden, weil sie es einfach nicht begreifen können.«
»Aber Sie können es, John – oder?«
Ich hob die Schultern. »Bisher habe ich es versucht, aber es gibt

Dinge, bei denen auch ich passen muss. Ich nehme sie dann einfach hin und handle entsprechend.«

»Das wird wohl am besten sein.« Sie zog ihren Körper zusammen, als würde sie frieren, und schaute zum Fenster hin.

»Ist Ihnen kalt?« fragte ich.

»Nein, nein, da ist etwas anderes. Ich habe gerade daran gedacht, dass ich Ihnen noch etwas sagen wollte.«

»Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Diese schrecklichen Träume habe ich ja öfter, wie Sie wissen. Doch im letzten Fall war alles noch intensiver und anders. Das Grauen oder der Killer ist mir dabei sehr nahe gekommen. Er war plötzlich da, zum Greifen nahe, wie man so schön sagt. Ich hatte das Gefühl, die Hand ausstrecken zu können, um ihn zu fassen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter.« Sie legte ihre Hand auf die meine. »Das ist genau das Problem. Wer immer diese Unperson auch sein mag, sie hat es geschafft, nahe an mich heranzukommen, denn so direkt habe ich dieses Böse nie zuvor gespürt.« Kate bewegte ihren Kopf und schaute sich dabei im Zimmer um, als würde der Killer schon in ihrer Nähe lauern und nur darauf warten, sie zu töten.

»Das kann auch positiv sein.«

Sie nickte. »Ich weiß, was Sie meinen, John, aber ich für meinen Teil spiele nicht gern den Lockvogel.«

»Das macht nichts, so lange ich bei Ihnen bin.«

»Und Sie glauben tatsächlich, es schaffen zu können?«

»Sonst wäre ich nicht hier«, erwiderte ich lächelnd. »Um noch einmal auf die Tat zurückzukommen, Kate, Sie haben keine ungefähre Vorstellung, wo sich dieses Verbrechen ereignet hat? Sie sprachen von einem engen Raum. Haben Sie nicht gesehen, was außerhalb dieses Raumes lag? Wenn die Tat in einem Wagen begangen wurde, wo dieser möglicherweise seinen Standplatz gefunden hat? War er auf einem Parkplatz abgestellt, in einer Tiefgarage? Stand er mitten im Gelände?«

»Das kann ich nicht sagen, John.«

»Klar, verstehe.« Wir drehten uns im Kreis, und so waren wir praktisch gezwungen, abzuwarten, was noch geschehen würde. Wir mussten dem Killer die Initiative überlassen, und so etwas zerrte an den Nerven.

»Da… da ist noch etwas gewesen«, murmelte Kate Duvall. »Es fällt mir erst jetzt ein.«

»Was denn?«

»Ich hörte seine Stimme.«

Augenblicklich war ich wieder voll da. »Wie war sie?«

»Nichts war sie. Wirklich ein Nichts, John. Ein raues Gebilde, ohne

einen großen Klang. Ich habe nicht einmal unterscheiden können, ob eine Frau oder ein Mann gesprochen hat. Sie klang unsagbar eklig und gefährlich, aber auch brutal.«

»Das klingt, als hätten Sie etwas von dem verstanden, was die Stimme Ihnen sagte.«

»So ist es tatsächlich.«

»Was sagte sie?«

»Drei Worte nur: flüstern, schreien, töten…«

»Tatsächlich?« Ich wollte es nicht glauben.

»Ja. Und es trat auch ein. Das Opfer flüsterte, dann schrie es schrecklich, danach wurde es getötet.« Kate senkte den Kopf und schluckte. »Ich komme damit nicht zurecht.«

Das konnte ich ihr nicht verdenken. Sie hatte eine Hölle erlebt, und es war fraglich, ob sie in dieser Nacht noch Ruhe finden würde.

»Ob er kommt, John?«

Ich hob die Schultern.

Das Thema beschäftigte Kate auch weiterhin. »Vielleicht ist er schon unterwegs zu mir.« Sie blickte zum Fenster. »Tun Sie mir einen Gefallen. Gehen Sie nicht in Ihr Zimmer. Bleiben Sie in den kommenden Stunden bei mir.«

»Das hatte ich sowieso vor.«

***

Falco war zufrieden!

Ja, er fühlte sich gut. Er hatte es hinter sich gebracht, diese Frau lebte nicht mehr, und er hatte es den anderen, die ihn nicht haben wollten, wieder einmal gezeigt. Er würde sie bestrafen, er würde ihnen Leiche auf Leiche präsentieren, und er hoffte, dass sie irgendwann zur Vernunft kamen.

Kate Duvall!

Er sprach den Namen nicht aus, dennoch ließ er ihn auf der Zunge vergehen. Er spürte ihre Nähe, sie wartete auf ihn, die Verbindung zwischen den beiden hatte sie aufgebaut und war im Laufe der Zeit immer stärker geworden.

»Kate, ich komme…«

Zuvor aber hatte er noch etwas zu erledigen. Neben ihm lag die Tote. Er hatte sie in eine Decke gewickelt. So hockte sie neben ihm auf dem Beifahrersitz. Um die Blutflecken auf den dunklen Polstern kümmerte er sich nicht. Sie würden eintrocknen, und es war sowieso niemand da, der ihm auf die Spur kommen konnte.

Er war einfach zu stark und zu gut.

Vom Tatort war er weggefahren. Er kannte die Gegend und wusste auch, wo die kleine Kapelle stand, die oft von Menschen besucht wurde, die in Ruhe beten wollten.

Es war ein Gebäude, das sich an den Rand eines Waldes schmiegte. Der nächste Ort lag, von der Kapelle aus gesehen, hinter dem Wald, und ein Weg führte vom Dorf her im Bogen zu diesem einsam liegenden Ziel.

Falco kam aus der anderen Richtung. Er stoppte den Wagen nahe der Kapelle und ging zuerst ohne die Tote hin, um sich die Tür anzusehen.

Manchmal waren die Türen verschlossen, denn es gab überall Diebe.

Diese hier nicht. Er musste etwas zerren, um sie zu öffnen. Falco warf einen ersten Blick in den kleinen, von bläulichschwarzen Schatten erfüllten Raum. Durch die schmalen Fenster sickerte kein Licht mehr, die Dunkelheit war dicht wie eine Decke.

Er ließ die Tür los, die wieder zufiel, und ging zurück zu seinem Fahrzeug.

Das Wetter hatte sich verändert. Es fiel kein Regen mehr aus den niedrigen Wolken, dafür hatte sich die Feuchtigkeit verändert, sie bildete nun dicke Nebelwolken, die als träge Dunstschleier über der Landschaft lagen.

Alles war nass, die Umgebung glänzte. Die Regentropfen waren überall hingefallen, und auf der schmalen Schotterstraße lagen breite und tiefe Pfützen.

Falco übersprang sie. Er ging durch den Dunst wie ein dunkles, der Hölle entstiegenes Geschöpf. Ein Killer-Phantom, das keine menschlichen Regungen mehr kannte.

»Ich bin der Engel!« flüsterte er sich selbst zu. »Ich bin es, und ich werde es euch beweisen, darauf könnt ihr euch verlassen. Ihr habt mich nicht gewollt, doch sehr bald werdet ihr auf den Knien vor mir liegen. Ja, so wird es werden, so und nicht anders.«

Er zerrte die Tote aus dem Wagen. Sie war in die Decke gewickelt, doch das Gesicht schaute hervor, ebenso wie ein Teil ihrer Beine.

Edda sah aus, als hätte man ihr eine Maske übergestülpt. Ihr Gesicht zeigte einen furchtbaren Schmerz, gepaart mit wahnsinniger Todesangst.

Falco lächelte, als er daran dachte, wie er sie hatte leiden lassen, bevor er sie dann erlöst hatte. Es musste sein. So waren die Regeln in diesem höllischen Spiel, das allein er sich ausgedacht hatte, und er bestimmte auch, wie es weitergehen würde.

Zunächst einmal bückte er sich, hob die Leiche auf und ging den Weg zurück zur Kapelle. Er hatte sich bewusst wieder einen Ort des Gebetes ausgesucht, denn er wollte den anderen beweisen, wie stark und mächtig er war, und dass alles, an das die Menschen glaubten oder geglaubt hatten, von ihm ad absurdum geführt werden konnte. Er war der wahre Engel, der Herrscher, und er würde es ihnen auch beweisen.

Die Tote war nicht leicht, aber dem Killer war das Gewicht dieser

Person nicht anzumerken. Er schritt daher, als wäre nichts geschehen. Sein leichtfüßiger Gang ließ ihn sogar mit einer gewissen Lässigkeit die Pfützen überspringen.

Bevor er wieder die Tür aufzerrte, wuchtete er die Tote über seine linke Schulter. Dann lauschte er dem leisen Knarren, steckte seinen Kopf vor und schlich in den kleinen Raum, in dem es wie beinahe in jeder Kirche nach Wachs und Weihrauch roch, aber an diesem Geruch störte er sich schon längst nicht mehr, obwohl er ihn nicht eben mochte. Falco hatte sich damit abgefunden, zudem war es ihm egal, solange er die Kirche besiegte.

Wie schon vor einigen Stunden, als er vor dem Altar in die Höhe geschwebt war. Das hatte ihm Kraft für die neue Tat gegeben, und nach dem Verlassen des Gotteshauses hatte er sich gefühlt wie der Teufel persönlich, wenn es ihm gelungen war, eine Stätte des Gebets zu entweihen.

Es standen genau sechs Bänke in der Kapelle. Ein Mittelgang existierte nicht. Er konnte die Reihe sowohl rechts als auch links umgehen und entschied sich für die rechte Seite.

Sein Blick war über die Leiche hinweg auf den Altar gerichtet mit der grauen schmucklosen Platte darauf.

Er lächelte kalt, als er sie sah. Bald würde sich diese Platte verändern und einen Schmuck erhalten – aber einen, der ihm gefiel.

Er ging weiter.

Seine Schritte waren laut, obwohl er sich leise zu bewegen versuchte, doch in dieser Kapelle wurde der Schall nicht geschluckt. Er hörte die Echos, die so kalt klangen, und darüber konnte er sich nur freuen. Er war der Herrscher.

Vor dem Altar blieb er stehen.

Mit einer lässigen Bewegung ließ er die Leiche über die Schulter abrutschen, und sie landete direkt auf der Platte.

Nicht mal eine Kerze stand dort. Die Frau hatte Platz genug.

Falco trat einen Schritt zurück.

Wieder lächelte er.

Mit einer spöttischen Bewegung verbeugte er sich, um im nächsten Augenblick in ein raues Gelächter auszubrechen, das den gesamten Raum erfüllte.

Es klang wie ein metallisches Donnern und schien die Scheiben vibrieren zu lassen.

Der Killer mit den schwarzen Haaren hatte die Arme hochgerissen und die Hände zu Fäusten geballt. Es war seine große Siegerpose.

Aus seiner Kehle drang ein tiefes Knurren, als das Gelächter endlich verstummt war. In seinem Innern hatte sich Zufriedenheit ausgebreitet, er freute sich über die neue Tat, und er würde auch weitere Genießen, das stand fest.

Mit einer lässigen, aber dennoch kraftvollen Bewegung drehte er sich um und ging den Weg zurück. An der Tür blieb er stehen, lachte noch einmal, um anschließend hinaus in den Dunst zu treten, der ihm wie eine nie abreißende Fahne entgegenwehte.

So gut wie möglich spähte der Killer in die Dunkelheit, in der nichts zu erkennen war. Nur der Nebel bewegte sich, aber kein einziger Mensch fand zu dieser nächtlichen Zeit den Weg zur Kapelle. Es blieb alles still.

Er ging zu seinem Austin. Die Türen hatte er offen gelassen, weil die Luft den Geruch des Blutes vertreiben sollte. Falco schloss zuerst die Beifahrertür, dann stieg er ein, setzte sich hinter das Lenkrad und startete.

Er umfuhr den Wald und rollte nicht durch den Ort. Auf einem leicht abwärts führenden Weg steuerte er den Wagen in Richtung Süden, denn er wollte tatsächlich nach London.

Bei diesem Wetter fuhr nur jemand, der es unbedingt musste. Deshalb war der Killer so gut wie allein unterwegs.

Dass er plötzlich stoppte, ergab keinen Sinn, aber sein Gesicht hatte sich verzerrt.

Ihm war etwas eingefallen, und die Erinnerung war wie ein scharfer Blitzstrahl über ihn gekommen.

Falco stellte sogar den Motor aus. In der allmählich eintretenden Stille wartete er ab und versuchte dabei, seine Gedanken zu sortieren, denn diese Idee war ihm noch nicht konkret genug gewesen.

Noch lag sie im Dunkel der Erinnerung begraben, doch allmählich lichtete sich diese, und die gewisse Sache nahm langsam Form an.

Es ging um Eddas Tod.

Alles war glatt gelaufen, sogar der Kontakt zu dieser anderen Frau war hergestellt worden, das hatte er genau gespürt. Er hatte es ja auch nicht zum ersten Mal getan, aber es war diesmal etwas hinzugekommen.

Ein Störfaktor…

Sie jagten ihn, das wusste er, nur hatten die Gesetzeshüter, abgesehen von der Frau, und das war beabsichtigt, keine Spuren gefunden.

Bis auf diese eine Sache.

Er saugte die Luft ein, und es hörte sich an, als würde sie durch einen dünnen Schlauch fahren. Er konzentrierte sich und nahm dabei eine bestimmte Haltung ein, leicht nach vorn gebeugt und die linke Handfläche gegen die Stirn gepresst.

Was hatte ihn gestört?

Plötzlich wusste er es. Ja, das genau war der Fall gewesen. Eine andere Person.

Seine Hand löste sich von der Stirn, und wieder saugte er den Atem

hart ein. Auf dem gesamten Körper spürte er das Kribbeln, er stand wie unter Strom, und gerade dieses Gefühl war für ihn eine Warnung, die er nicht ignorieren durfte.

Ein Mann!

Er leckte seine Lippen. Dann grinste er. Kate schien zu wissen, dass er ihr schon sehr nahe gekommen war. Also hatte sie sich einen Schutz besorgt.

Er musste darüber lachen, weil er wusste, dass diese Frau eine Agentin des FBI war. Anscheinend hatte er sie so durcheinander gebracht, dass sie nicht mehr allein zurechtkam, und aus diesem Grunde hatte sie sich eben einen Leibwächter besorgt.

Auf seinem Rücken spürte er die dünne Eisschicht. Gleichzeitig wurde ihm heiß. Es war so etwas wie Jagdfieber, das ihn überkommen hatte.

Wenn seine These mit dem Beschützer tatsächlich stimmte, würde alles auf einen Kampf zwischen ihm und diesem anderen Mann hinauslaufen, und darüber freute er sich sehr.

Ein Duell zwischen ihm und einem Menschen!

Aber so einfach war es nicht. Sonst hätte er nicht die Warnung empfangen.

Dieser Mensch musste schon etwas Besonderes sein, wenn Kate sich an ihn gewandt hatte. Aber wer brachte den Mut auf, ausgerechnet ihm Paroli bieten zu wollen? Wer, zum Henker, war so lebensmüde?

Er hatte keine Ahnung. Aber er würde es erfahren, denn dieser Mann befand sich in Kates Nähe. Er war mit ihr in London zusammen, und es würde leicht für den Killer werden, an ihn heranzukommen, weil er sicherlich bei Kate blieb.

Über sein Gesicht huschte ein grausames Lächeln, als er flüsterte: »Du kannst machen, was du willst, Kate, du wirst mir nicht entkommen. Das schwöre ich dir. Der Engel hat bereits seine Flügel ausgebreitet. Er kommt näher und näher…«

Mit diesen Worten startete er den Motor…

***

Nach Mitternacht hatte die schlafende Millionenstadt den Killer geschluckt. Auch London war unter einer Dunstdecke verschwunden, die Herbstnebel ließen sich eben nicht zurückhalten, und die wenigen Geräusche, die es noch jetzt in der Nacht zu hören gab, dämpfte der Nebel sehr stark.

Er rollte langsam durch die Straßen der nördlichen Stadtteile. Falco wollte sich ein Hotel suchen, wo er den Rest der Nacht verbringen konnte. Er spielte auch mit dem Gedanken, im Wagen zu schlafen und ihn dafür an einer einsamen Stelle zu parken.

Zu fürchten brauchte er sich nicht. Wer den Wagen stehlen wollte,

würde sich wundern. Er würde nicht einmal dazu kommen, einzusteigen. Der Dieb würde schneller tot sein, als er denken konnte.

Seinen Plan änderte er jedoch, weil er in der Nähe eine Reklame sah. Er fuhr langsamer und fand seine Vermutung bestätigt. Ein billig wirkendes Hotel, eingekeilt von den dunklen Hausfassaden, wies auf Übernachtungsmöglichkeiten hin.

Vielleicht wäre Falco vorbeigefahren, hätte er nicht genügend Platz zum Parken gefunden. So stellte er den Wagen vor dem Eingang ab, stieg aus und tauchte lautlos in die Türnische ein. Nur als er sich gegen die Tür stemmte, quietschte sie in den Angeln und weckte den Mann, der hinter einem Tresen hockte, die Beine hochgelegt hatte und schlief.

Verwirrt schaute er sich um. Er war unwahrscheinlich dürr, und der braune Pullover umschlotterte seine Gestalt.

Nachdem er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, griff er nach einer Brille, setzte sie auf und starrte Falco an.

»Ich brauche ein Zimmer, Mister.«

»Das wollen viele.«

Blitzschnell griff Falco zu. Er zog den Mann fast zu sich heran. »Ich brauche es für diese Nacht.«

»Ja, ja, schon gut, Sir, schon gut. Es wird alles nach Ihren Wünschen geregelt.«

»Hoffentlich.« Falco ließ den Dürren los und schleuderte ihn dabei noch zurück bis gegen die Wand, wo auch ein Brett mit zahlreichen Schlüsseln hing, die vom Schein einer trüben Stehlampe angestrahlt wurden. Der Dünne zupfte seinen Pullover zurecht, schaute auf das Brett und nahm einen Schlüssel ab.

»Ist die Nummer sieben.«

»Okay.«

»Wünsche?«

Falco riss ihm den Schlüssel aus der Hand. »Die habe ich. Man soll mich in Ruhe lassen.«

»Wird geschehen, Sir.«

»Was muss ich zahlen?«

»Drei Pfund.«

Der Mann erhielt fünf und die Anweisung, keine Fragen zu stellen und mit keinem Menschen über den späten Gast zu reden.

»Das versteht sich, Sir.«

Falco wandte sich um. Er musste in den ersten Stock. Die Stufen der alten Treppe ächzten. Dann schaute Falco in einen leeren Gang, der schmutzig war und nach Unrat roch.

Falcos Zimmer lag am Ende des Gangs. Er schaute sich das Schloss an, bevor er den Schlüssel hineinsteckte. Wenig später betrat er ein Zimmer, das bestenfalls als muffig riechendes Loch bezeichnet werden

konnte.

Er schaltete das Licht ein.

Die schmierige Lampenschale unterhalb der Decke passte sich der Umgebung an. Viel Licht spendete sie nicht. Es reichte jedoch aus, um nicht über das schmutzige Bett und den alten Stuhl zu stolpern. Ein beschmiertes Waschbecken und einen klapprigen Schrank gab es außerdem noch in dem Zimmer.

Es gab auch ein Fenster. Falco ging hin und öffnete es, weil er nach draußen schauen wollte, es aber wegen der verschmutzten Scheiben nicht schaffte.

Die kalte Luft wehte hoch, vermischt mit dem dünnen Nebel. Er konnte auf der Straße seinen Wagen nur mehr als schwachen Umriss erkennen, denn die Reklame des Hotels war ausgeschaltet worden. Wahrscheinlich wollte der dürre Kerl keine weiteren Gäste mehr betreuen, der Besuch von Falco hatte ihm gereicht.

Falco schloss das Fenster und legte sich rücklings auf das Bett, nachdem er das Licht gelöscht hatte.

Seine Hände hatte er hinter dem Nacken verschränkt. Er hing seinen Gedanken nach, die sich um eine Person drehten. Sie hörte auf den Namen Kate Duvall.

Er grinste wieder.

Und dieser Ausdruck verstärkte sich noch, als er vor sich hinflüsterte:

»Wenn du wüsstest, wie nahe ich dir bin, meine Liebe. Wenn du es wüsstest…«

Er veränderte seine Haltung und holte unter der Kleidung das Amulett mit dem Totenschädel hervor. Auf der Brust ließ er es liegen und merkte, wie er sich entspannte. Seine Muskeln verloren die Starre, eine warme Welle überschwemmte ihn, und er fühlte sich zurückversetzt in die Vergangenheit, tief hinein in eine Zeit, die er nicht in Freiheit verbracht hatte, sondern dort, wo psychisch gestörte Menschen untergebracht wurden.

Keiner hatte ihm geglaubt – keiner.

Aber damals hatte es angefangen, und es würde in einem Finale aus Blut und Tod enden…

***

Schon immer hatte er gewusst, dass er etwas Besseres war als die anderen Menschen. Bereits als kleiner Junge hatte er sich von den anderen abgesondert und war seinen eigenen Weg gegangen, der ihn zumeist in die Kirchen der Umgebung geführt hatte.

Es waren damals viele Kirchen gebaut worden, denn sie hatten in einer sehr frommen Umgebung gelebt, und er hatte zu denen gehört, die bestimmte Kirchen gern besuchten.

Engelskirchen.

Sie waren ihnen geweiht, und die Menschen liebten sie mehr als ihre eigenen Häuser. Sie verehrten die Engel, denn nur durch sie konnten sie in die Glückseligkeit gelangen.

Auch er liebte diese Beschützer.

Oft genug stand er stundenlang vor ihnen, schaute sie an und hatte nach einer gewissen Zeit den Eindruck, als würden sie sich bewegen, um mit ihm Kontakt aufzunehmen.

Über Jahre hinweg war das so geblieben und hatte sich noch eher verstärkt. Wenn man ihn fragte, welchen Beruf er annehmen wollte, hatte er nur den Kopf geschüttelt und darauf hingewiesen, dass er ein Engel werden wollte.

Man hatte ihn nicht ausgelacht, aber Verständnis war ihm nicht entgegengebracht worden. Man hielt ihn für einen Spinner, und er sonderte sich ab.

Falco lebte sein eigenes Leben. Er wuchs heran, er war bald schon erwachsen und lebte auch weiterhin in seiner von Engeln durchschwebten Welt.

Der Drang und die Sucht wurden immer stärker. Er hatte Bücher gelesen, er wusste, dass es zu schaffen war, er musste nur den richtigen Weg einschlagen.

Die Heilige Schrift kannte er auch, aber die nannte nur drei Engel: Michael, Gabriel und Rafael.

Das war ihm zu wenig, er wusste, dass es Legionen gab, denn das hatte er aus der apokryphen – der nicht anerkannten Schrift – erfahren. Sie gefiel ihm viel besser, sie war genau das, was er gesucht hatte, denn sie würde ihn auf den richtigen Weg leiten. Er hatte sehr viel gelesen. Er wusste Bescheid, er wusste, wie es möglich war, den Kontakt mit ihnen aufzunehmen, und auch den Namen Luzifer kannte er natürlich.

Luzifer, das Böse!

Nein, diesen Weg wollte er nicht gehen. Der würde ihn vom rechten Pfad abbringen, andere Engel waren viel wichtiger, und er musste sich einen aussuchen, der ihn beschützte.

Der Gedanke wurde für ihn zu einer fixen Idee, und in einer sehr kühlen und windigen Nacht verließ er das Haus seiner Eltern, um in eine bestimmte Kirche zu gehen.

Hier waren die Engel als Figuren ausgestellt. Oft genug hatte er zwischen ihnen gesessen und versucht, mit ihnen zu kommunizieren, und er hatte immer das Gefühl gehabt, sie würden selbst vom Himmel herabsteigen und mit ihm reden.

Diese Nacht sollte die entscheidende sein. Da würde er sich einen Engel aussuchen. Er würde versuchen, ihn mitzunehmen, er würde ihn in sein Zimmer stellen, er würde Kraft aus ihm beziehen, damit sie auf ihn überging, und er würde letztendlich so sein wie er.

Niemand sah ihn durch die Nacht gehen. Und niemand sah, wie er die Tür der Kirche vorsichtig öffnete.

Durch seine Gestalt ging ein Ruck, kaum dass er die Schwelle übertreten hatte.

Er befand sich in einer anderen Welt. Er hörte plötzlich die hellen Stimmen, wunderschöne Harfenklänge hallten in seinem Kopf wider, sein Gesicht hatte sich verändert, es zeigte ein strahlendes Lächeln, und es kam ihm vor, als wäre die ölige Finsternis der Kirche von einem strahlenden Licht erhellt.

Ein halbes Dutzend Engel umstanden den kleinen Altar wie Wächter. Jede Statue für sich war ein kleines Kunstwerk, und Falco wusste nicht einmal, an welche er sich wenden sollte.

Er hatte ihnen noch keine Namen gegeben, das würde er jedoch bald tun.

Erst einmal wollte er sich treiben lassen, und das Schicksal würde ihm schon den Weg zu seinem Engel zeigen.

Vor dem Altar verneigte er sich. Dann ging er an der linken Seite vorbei und geriet in den Schein der vier Kerzen, die den Opfertisch umstanden.

Die Flammen brannten ruhig. Kein Windhauch bewegte sie, nur als Falco an ihnen vorbeiging, begannen zwei leicht zu flackern und zauberten ein zuckendes Muster auf den steinigen Untergrund. Er fühlte sich sehr wohl, als er vor den Engelsfiguren stehen blieb, zu ihnen hochschaute und dabei das Gefühl hatte, als würden sie sich vor ihm verneigen.

Seine Augen begannen zu strahlen, und für einen Moment hatte er das Gefühl, die Welt gehörte allein ihm.

Er legte den Kopf zurück, schaute gegen die Kuppeldecke, die sich vor seinen Augen geöffnet hatte, damit sie ihm den Blick in die Herrlichkeit des Himmels gewähren konnte.

Es war ein Wunder.

Er liebte es.

Er mochte diese große Weite, in der sie allein herrschten, die mächtigen Engel, für ihn ein Vorbild, denn so wie sie wollte auch er werden.

»Ich werde euch dienen!« rief er mit lauter Stimme. »Ich werde so werden wie ihr. Ich habe meine Bestimmung gefunden. Ich werde der einzige Mensch sein, der hinauf und hineinsteigt in das Reich der Engel, wo mich die Herrlichkeit umfängt. Niemand soll mich stören – niemand!«

Und die Engel neigten sich ihm zu. Er streckte ihnen die Arme entgegen, er wollte sie umfangen, seine Fantasie gaukelte ihm die herrlichsten Bilder vor.

Bis er von der Realität beinahe brutal eingeholt wurde!

Falco spürte den harten Druck einer Hand auf der rechten Schulter, deren Griff sich noch verstärkte, als er herumgerissen wurde.

»Bist du wahnsinnig?«

Falco konnte nicht reden. Sein Blick brannte sich fest in dem Gesicht des Priesters, der hier das Sagen hatte.

Der Mann war schon älter. Er funkelte ihn an, als hätte Falco etwas Schlimmes getan.

»Verrückt?« flüsterte er. »Ich soll verrückt sein?«

»Ja, das bist du!«

»Nein, ich bin nicht verrückt.«

»Du hast dich so benommen. Du hättest hören sollen, was du da von dir gegeben hast. Es war einfach schrecklich und schlimm. Worte, die ich nicht begreifen kann.«

Falco wusste nichts mehr. Er wusste auch nicht, ob er gesprochen hatte oder nicht. Die Zeit, die er bei den Engeln verbracht hatte, war an ihm vorbeigerauscht, aber er begriff sehr wohl, dass da jemand gekommen war, der seine Welt zerstören wollte.

Seine wunderschöne Welt!

Das konnte er nicht zulassen, das durfte auf keinen Fall geschehen, und er starrte den Pfarrer aus blutunterlaufenen Augen an. Der alte Mann hatte noch etwas sagen wollen, doch als er den Blick des Jüngeren sah, da zuckte er zurück.

»Was ist los?«

Falco ging vor.

Er bewegte sich schwerfällig, fast wie eine Maschine, aber er war nicht aufzuhalten. Neunzehn Jahre alt war er geworden, noch jung, aber das gab diesem alten Mann noch längst nicht das Recht, ihn einfach zu verspotten.

Nein, auf keinen Fall.

Der Pfarrer wich zurück, bis er plötzlich die Kante des Altars in seinem Rücken spürte.

Er drehte den Kopf, um nach dem Hindernis zu schauen. Noch in der Bewegung hörte er den irren Schrei, der auch aus dem Maul eines Dämons hätte stammen können.

Entsetzen packte den Mann. Er dachte an den Jungen, wandte sich wieder um und sah nur noch den Schatten.

Dann explodierte der Kerzenständer auf seinem Kopf!

In der folgenden Sekunde war es vorbei. Da lag er tot in seiner Kirche.

Und Falco lachte.

Er lachte sogar noch, als der Küster erschien und ihn niederschlug.

Er war des Mordes angeklagt und vor ein Gericht gestellt worden. Eine abscheuliche Tat, die den Tod verdient hätte, wie der zuständige Staatsanwalt gesagt hatte.

Aber man ließ Gnade vor Recht ergehen.

Falco wurde in eine geschlossene Anstalt eingewiesen.

Damit war der größte Fehler begangen worden, den sich das Gericht hatte einfallen lassen können.

Von nun an arbeitete Falco an seiner Rache, und es wurde ihm bewusst, dass es noch eine zweite Seite gab…

ENDE des ersten Teils